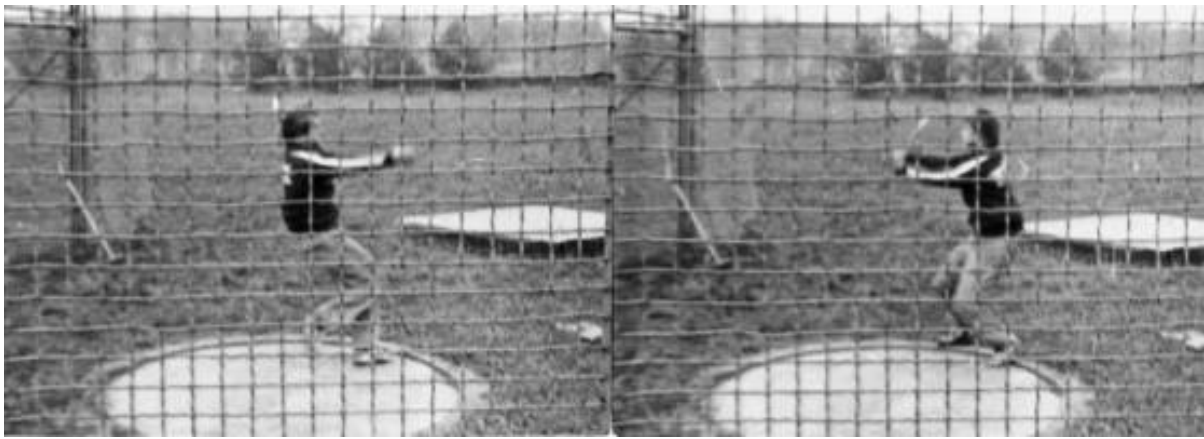


Sport - Zwischen Unterwerfung und Emanzipation

Ausgabe Nr. 28, 02. April 2013



Profisport. Freizeitsport. Breitensport. Leichtathletik. Ski fahren. Tischtennis. Sport ist Mord. Sportschau gucken. Männersport. Rad fahren. Badminton. Extremsport. Sportskanone. Unsportlich. Sporthalle. Sportgeschäft. – Sport ist, wie diese kurze Aufzählung zeigt, vor allem sehr vielschichtig und unübersichtlich, eine klare Bestimmung dessen, was ihn ausmacht, ist schwer zu treffen. Ausbruch aus oder Bestätigung der bestehenden Unterdrückung? In jedem Falle ist Sport ein Spiegel der jeweiligen Verhältnisse, in denen er stattfindet. Wir versuchen in dieser Ausgabe, zumindest einige seiner Aspekte näher zu beleuchten.

In diesem Schwerpunkt stellen wir drei (Auto)Biografien und drei wissenschaftliche Beiträge vor, die sich dem breiten Themenfeld aus unterschiedlichen Perspektiven nähern. Die Autobiografie „[Mir wird nichts geschenkt](#)“ von Susi Kentikian, der mehrfachen Profi-Boxweltmeisterin, bewertet die Rezensentin Cora Schmechel als gute Möglichkeit, sich mit der Verwobenheit deutscher Asylpolitik, Geschlecht und Sport auseinanderzusetzen, wenn die Lesenden bereit sind, mit einer gewissen

Abstraktionsleistung an die Lektüre zu gehen. Die Rezension [„Deutscher Faustkampf“](#) beschäftigt sich ebenfalls mit dem Boxsport. Bente Gießelmann kommt darin zu dem Schluss, dass es sich bei der Doppelbiografie des Sinto und Boxers Johann Trollmann und des SS-Manns und Fußballers Otto Harder um ein wichtiges Buch handelt, da es eine Geschichte der Verfolgung von Sinti und Roma im Nationalsozialismus erzählt. Mit [„Die Brüder Boateng – Drei deutsche Karrieren“](#) bespricht Moritz Merten eine dritte Sportbiografie. Wie schon Cora Schmechel in ihrer Besprechung zur Boxweltmeisterin Kentikian, hebt auch Merten kritisch auf die dort romantisierte Erfolgsgeschichte und liberale Lüge des „Vom Tellerwäscher zum Millionär“ ab. Neben dem Buch über die Boateng-Brüder steht ein weiteres Fußball-Buch im Mittelpunkt. Im Sammelband [„Fussball, deine Fans: Ein Jahrhundert deutscher Fankultur“](#) geht es allerdings nicht in erster Linie um die Sportler_innen, sondern um ihre Fans. Der Rezensent Jan Tölva sieht das Ziel des Buchs, eine umfassende Darstellung deutscher Fankultur zu leisten, als gescheitert an. Martin Brandt kritisiert in seiner Rezension [„Sport und Feminismus“](#) der Sport-Ausgabe der *Feministischen Studien* die feministische Vereinseitigung von Sport als Körperdisziplinierung. Schließlich lobt Laura Janßen die bereits 1989 erstveröffentlichte Dissertation [„Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh“](#) als einen wenn auch nicht widerspruchsfreien, so doch wichtigen Beitrag zur lesbisch-feministischen Sportgeschichtsschreibung.

An unsere letzte [Ausgabe](#) erinnert in den weiteren Rezensionen das Thema des neu erschienenen Sammelbands „Banale Kämpfe? Perspektiven auf Populärkultur und Geschlecht“. In [„Geschlecht in Pop revisited“](#) hebt peps perdu deren gelungene intersektionale Analysen hervor. Auch die [Besprechung](#) von Toni und Slade Morrisons „Die Kinderkiste“ knüpft an das Thema einer vergangenen [kritisch-lesen-Ausgabe](#) an: Die Rezensentinnen betrachten das Kinderbuch der Pulitzer-Preisträgerin und ihres Sohnes durch die Anti-Bias-Lupe. Ein von Sibille Merz rezensierter [Sammelband](#) des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung nimmt diskursive Verschiebungen in der Artikulation von Rassismen in den Blick. Sebastian Friedrich stellt abschließend einen Band zum Verhältnis von [politischer Bildung und Befreiung](#) vor, das erfreulicherweise den Faden zu einem traditionell linken Auseinandersetzungsfeld wieder aufnimmt.

Vor fast genau zwei Jahren am 31.03.2011 startete das Projekt kritisch-lesen.de. 27 Ausgaben später gibt es uns immer noch – auch dank der Unterstützung durch unseren Autor_innen- und Sympathisant_innenkreis sowie durch andere vernetzungsfreudige Medienmacher_innen. Zwei Neuigkeiten wollen wir euch zum Jubiläum mitteilen: Wir freuen uns, dass seit Januar 2013 Sara Madjlessi-Roudi und Martin Brandt Teil der Redaktion sind. Außerdem wird ab sofort kritisch-lesen nur noch vierteljährlich statt bisher monatlich erscheinen – wundert euch also nicht, wenn ihr im Mai und Juni nichts von uns hört. Die nächste Ausgabe wird am 2.7. erscheinen und sich mit Neoliberalismus und seinen Einflüssen auf verschiedene gesellschaftliche Bereiche beschäftigen. Der neue Rhythmus ermöglicht uns, die jeweiligen Schwerpunkte intensiver und zufriedenstellender vorzubereiten. Auch möchten wir in Zukunft aus repräsentationstechnischen Gründen verstärkt weibliche Autor_innen dazu ermutigen, bei uns Rezensionen einzureichen.

Und nun viel Spaß beim kritischen Lesen!

Integration durch Sport



Susi Kentikian

Mir wird nichts geschenkt!
Mein Leben, meine Träume

Die Lebensgeschichte der jahrelang amtierenden mehrfachen Profi-Boxweltmeisterin Susianna Kentikian bietet viele Möglichkeiten zur Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von kommerziellem Sport, Asylpolitik und Geschlecht. Ihre Autobiografie lässt diese leider ungenutzt.

Rezensiert von [Cora Schmechel](#)

„Abgedroschen“ ist so ein Wort, das einer nicht nur beim Lesen des Titels der Autobiografie „Mir wird nichts geschenkt. Mein Leben, meine Träume“ von „Killer Queen“ Susi Kentikian in den Sinn kommt. Auch der Klappentext macht mit klischeebeladenen Trainerzitaten wie „Das Leben hat sie stark gemacht. Aber das Boxen hat ihr eine Möglichkeit gegeben, diese Stärke zu nutzen“ zurecht Angst vor sehr viel Pathos. Dennoch lohnt es sich diesem Werk etwas Aufmerksamkeit zu schenken. Denn wenn es eben hier heißt, dass „[i]n Susi Kentikian (...) sich wie in einem Brennglas Themen und Entwicklungen unserer Gesellschaft [spiegeln]“, ist dem nur zuzustimmen.

Kampf ums Bleiberecht

Als Sjusanna Lewonowna Kentikjan wurde „Susi“ 1987 in Jerewan/Armenien geboren. 1992 floh ihre Familie über Russland nach Deutschland. Den Großteil ihrer Kindheit und Jugend verbrachte sie daraufhin in verschiedenen Unterkünften für Asylsuchende, größtenteils auf der legendären Bibby Altona, einem Containerschiff, welches in Hamburg bis 2006 als Erstaufnahmestelle und Dauerunterkunft diente. Mindestens einmal konnte eine Abschiebung von ihr und ihrer Familie nur kurz vor knapp verhindert werden. Die ersten Kapitel

der Autobiografie schildern sehr direkt und aus einer persönlichen Perspektive die Lebensbedingungen und -erfahrungen aus dem Betrieb des deutschen Asylsystems. Hier finden sich auch Ansätze einer Systemkritik, welche leider mit Sätzen wie folgendem bereits im Anlauf ausgebremst werden:

„Darüber wurde und wird durch Experten und Betroffene vieles geschrieben, und da ich dieses Phänomen ohnehin nicht lösen kann, möchte ich dieses Thema auch nicht weiter vertiefen.“ (S. 43)

Das mag eine realistische Einschätzung sein und ist sicher auch der persönlichen Schwerpunktsetzung geschuldet; die Lektüre spannender macht es leider nicht, dass Kentikian sich ziemlich bald in ausufernden Kampfanekdoten verliert und das „reale Leben“ ringsherum immer mehr in den Hintergrund der Erzählung gerät. So findet sich tatsächlich zwischen monotonem Und-dann-habe-ich-den-Kampf-gewonnen-und-dann-den-und-dann... nur ein kleiner Absatz:

„Was etwas unterging, in all dem Trubel rund um meine Boxkarriere: Wir erhielten Asyl und damit fast gleichzeitig mit der Unterschrift unter den Boxvertrag (Einstieg ins Profi-Boxen, also dem Berufssportler_innendasein, Anm.) das Bleiberecht in Deutschland. Wir durften jetzt ganz normal arbeiten, uns eine Wohnung suchen, wir waren wie neugeboren. Die Unterschrift unter den Boxvertrag änderte vieles.“ (S. 68)

Dabei scheint sich die Autorin durchaus selbst bewusst zu sein, dass beide Entwicklungen nicht unabhängig und zufällig parallel zueinander passierten:

„Die Innenbehörde interessierte das anfangs überhaupt nicht, höflich wurden die meisten Mitarbeiter erst, als ich Anfang 2005 Profi wurde, und richtig nett, als ich 2007 meinen ersten Titel als Box-Weltmeisterin gewann.“ (S. 42)

Es ist anzunehmen, dass ihr wachsender Erfolg und ihre damit zusammenhängende Bekanntheit im Leistungs- und nun auch im Profisport wohl ein nicht unwichtiger Faktor für den guten Ausgang des jahrelangen Kampfes ums Bleiberecht ihrer Familie darstellt. Ebenso wie ihre Serie an erfolgreichen Weltmeisterschaftskämpfen, in denen sie „für Deutschland“ an den Start ging, brachten ihr wohl die Auszeichnungen als „Sportlerin des

Jahres 2007“ der Stadt Hamburg und als Deutschlands „Boxerin des Jahres“ 2008 letztendlich die deutsche Staatsbürger_innenschaft ein. Auch die bereits erwähnte erfolgreiche Verhinderung der Abschiebung 2001 und weitere zivilbürgerliche Unterstützung für die Familie in Form einer Petition, sind klar auf Susis sportliche Erfolge und die Bereitschaft der Familie zur „Integration“ zurückzuführen. Hier wird in extremer Form ein Narrativ der disziplinierten Schmied_innen ihres eigenen Glückes gezeichnet. So dient der neoliberale Imperativ des amerikanischen Tellerwäschertraums in Form der schulpflichtigen jungen Fitness-Studio putzenden Boxerin dazu, das Asylsystem Deutschlands als eines von vielen Hürden, die das Leben einem so vorsetzt und die man eigenverantwortlich und willensstark überwinden muss, zu zeichnen. In Ansätzen leistet Kentikian aber selbst Kritik am politischen Umgang mit dem Leben von ihr und ihrer Familie zur damaligen Zeit. Allerdings bleibt sie dabei innerhalb einer Denkstruktur von schlechten versus guten Menschen, die sie (nicht) unterstützt haben, und bedankt sich schließlich brav dafür, dass sie 2010 dann für eine Kampagne eingespannt wird, die Migrierte dazu ermutigen soll die alleinige deutsche Staatsbürgerschaft anzunehmen:

„Ich will nicht überkritisch sein, sondern mich einfach freuen, dass ich bei solchen Initiativen mitwirken kann, weil ich mich in Deutschland so gut ‚durchgeboxt‘ habe.“ (S. 154)

Kampf um den Profit

So bietet die Geschichte der Susianna Kentikian ein gutes Analysematerial für die Rolle von Sport im System aus Asylpolitik, Medien und Kommerzialisierung. Denn auch ihre Ausführungen zum Arbeitsalltag als Profisportlerin zeigen – wenn auch etwas langatmig wie der gesamte Stil des Buches – deutlich, wie Vermarktbarkeit und Quotenchancen die entscheidenden Parameter ihres aktuellen Lebens darstellen und die Bedeutung des Sports auch für sie persönlich stark verändern. Nun ergießen sich über die_den Lesenden nicht mehr die monoton aneinandergereihten Siegeschilderungen, sondern zunehmend ausufernde Erzählungen über Werbeverträge, Verhandlungen mit Fernsehsendern, Quotenspekulationen und Marketingstrategien. Wer sich für die Funktionsmechanismen von kommerziellem Leistungssport und Massenmedien interessiert, findet in den

entsprechenden Kapiteln aus „Mir wird nichts geschenkt“ einiges an Anschauungsmaterial. Interessant, weil so abstrus wie innerhalb der Marketing-Logik schlüssig, ist zum Beispiel die Aufforderung an sie, ihre Siege nicht mehr ständig durch vorzeitige K.O.s zu erreichen, da dies die Sendezeitplanung und damit auch Werbeblockverteilung verunmöglicht. Entsprechend ihrer Maxime „Nicht so viel meckern, lieber nett lächeln und Danke sagen“ werden die Arbeitsbedingungen im Profiboxsport von Kentikian ziemlich durchgängig als nicht kritikwürdige Naturgegebenheiten und eine weitere Möglichkeit zur Demonstration ihrer Durchboxfähigkeit behandelt.

Kampf um Emanzipation

Dabei ist recht ersichtlich, dass die zusätzliche Arbeit, die neben der Erbringung sportlicher Leistungen nun von ihr gefordert wird, stark gegendert ist. Ähnlich wie ihre Vorgängerin und ihr Vorbild Regina Halmich muss sie sich gleichzeitig in einer Männerdomäne beweisen und dabei stereotype Weiblichkeit präsentieren, mit der man auch noch ganz sexy für Produkt X und Y Werbung machen kann. Da sie nicht zu den radikalsten Feminist_innen gehört, ist das für „Super-Susi“ aber alles kein Problem. Hier wird keine Kritik hinter einem dankenden Lächeln mehr versteckt, hier gibt es einfach keine beziehungsweise wenn, dann nur an denen, die das Spiel nicht mitspielen (können):

„Manche der Boxerinnen sehen dabei leider oft fast aus wie Männer (...). Ich fühle mich manchmal an alte DDR-Sportfilme erinnert, wo statt elfleingleicher Wesen androgyne Kampfpakete die Medaillen holten.“ (S. 199)

Sie selbst hingegen freut sich wie immer dankbar dafür, 2008 den Titel als „Schönste deutsche Boxerin“ des Magazins BoxSport verliehen bekommen zu haben. Natürlich könnte man sich mit so negativen Gedanken wie dem herabwürdigendem Sexismus, der in diesem – einzig an Boxerinnen verliehenen – Titel steckt, ärgern. Aber Kentikian sieht ihre gekürzte Schönheit lieber als Teil ihres Kampfes für die Anerkennung des „Frauenboxens“: „Na das ist doch jetzt für manche Machos ein Grund, den Sinn und Unsinn von Frauenboxen nochmal richtig zu hinterfragen, oder?“ (S. 143)

Und solche Machos, die vom „Frauenboxen“ (dass es kein „Männerboxen“ gibt, scheint ihr gar nicht aufzufallen) noch mit ein bisschen sexy Lächeln im Boxröckchen überzeugt werden müssen, gibt es selbstredend nicht in den tragenden Strukturen der Sportorganisation. Es scheint in Kentikians Darstellung eher Zufall, dass boxende Frauen erst 1996 vom Deutschen Amateurboxverband anerkannt und zugelassen wurden. Aber war sicher nicht böse gemeint:

„Übrigens gab es auch 2005 noch wilde Diskussionen und offene Briefe, ob der Deutsche Amateurverband frauenfeindlich sei und absichtlich die Entwicklung des Frauenboxens behindere. Unsinn, Frauenboxen braucht einfach Zeit sich zu etablieren, die Emanzipation der Frau dauert ja auch schon etwas länger“ (S. 51).

Kampf um die Zeilen

Damit erschöpft sich dann auch der „Spaß“ an der Lektüre. Die letzten 100 der gut 250 Seiten lesen sich leider so, als hätte Kentikian selber nicht mehr so recht gewusst, wie sie diese füllen soll. So redet sie mal über ihre Lieblingsmusik, ihre Berufsträume nach dem Profisport, ihr gesellschaftliches Engagement oder ihren Großvater. Insgesamt werden Leser_innen mit entsprechenden Erfahrungen sich des öfteren an Monologe gealterter Vereinssporttrainer erinnern fühlen. In erfrischend persönlicher Sprache plappert das Buch latent selbstverliebt eben so vor sich hin, sodass man sich fragt, wen das Geschilderte eigentlich interessieren soll, und sieht sich selbst versucht ein höfliches „Naja, aber...“ einzuwerfen. Ebenso oft aber bietet es eben auch Einsichten in eine Lebens- und Erfahrungswelt, die durchaus beachtenswert ist. Man darf keine tiefe Gesellschaftsanalyse erwarten, doch wenn die_der geneigte Leser_in bereit ist ebendiese kritische Draufsicht selber zu leisten, ist „Mir wird nichts geschenkt“ ein gutes Paradebeispiel für individualisierende, romantisierte „Integration durch Sport“-Narrative aus der unmittelbaren Nahdistanz.

Susi Kentikian 2012:

Mir wird nichts geschenkt!. Mein Leben, meine Träume.

Herder, Freiburg.

ISBN: 978-3451304125.

260 Seiten. 16,95 Euro.

Zitathinweis: Cora Schmechel: Integration durch Sport. Erschienen in: . URL:
<https://kritisch-lesen.de/s/AVxcD>.

Deutscher Faustkampf



Roger Repplinger

Leg dich, Zigeuner

Die Geschichte von Johann Trollmann und Tull Harder

Eine Doppelbiografie erzählt die Geschichten des Boxers Johann Trollmann, der als Sinto im KZ Wittenberge ermordet wurde, und des Fußballers Otto Harder, der im Nationalsozialismus Karriere in der SS machte – eine ambivalente Perspektive.

Rezensiert von [Bente Gießelmann](#)

Bis 1933 boxte Johann Rukeli Trollmann im Mittelgewicht, zuletzt mit blond gefärbten Haaren und weiß gepudelter Haut. Zunehmend wurde sein Boxstil als unpassend zum „deutschen Faustkampf“, einem Kondensat völkischer Ideen und nationalsozialistischer Männlichkeit, wahrgenommen – Trollmann wurde zum ‚Zigeuner‘ und seine Technik zum ‚unsteten Instinktboxen‘ gemacht. „Leg dich, Zigeuner, sonst holen wir dich“, riefen SA-Männer dem Profiboxer im Ring zu. Nach der Machtübernahme 1933 erboxte Rukeli Trollmann sich den Titel des Deutschen Meisters im Halbschwergewicht – 8 Tage später wurde ihm der Titel vom mittlerweile nationalsozialistisch überzeugten Boxverband wieder aberkannt. 1942 wurde Johann Trollmann nach mehreren Einsätzen in der Wehrmacht als ‚Zigeuner‘ ausgeschlossen, verfolgt und ins KZ Neuengamme deportiert, in Wittenberge wurde er 1944 ermordet.

Verwoben wird Trollmanns Geschichte mit der des Nationalsozialisten und KZ-Außenlager-Kommandanten Tull Harder. Nach einer Profi-Fußballer-Karriere beim Hamburger Sportverein in den 1920er Jahren wurde er früh überzeugter Anhänger des NS und trat 1932 der NSDAP, 1933 der SS bei. 1940 bis 1944 war er als SS-Mitglied tätig im KZ Neuengamme, leitete ab 1944 das KZ-

Außenlager Hannover-Ahlem und wurde 1945 wegen seiner Verantwortung für Morde an Häftlingen verurteilt – und 1951 freigelassen.

Eine Doppelbiografie nennt Roger Repplinger, freier Journalist und Autor, sein Buch, welches mit Harders Geschichte beginnt und endet. Passend für das Werk wäre vielleicht ein Begriff zwischen ungewöhnlich und provokant – schließlich verarbeitet Repplinger die rekonstruierten Biografien zweier Personen, deren Position im Nationalsozialismus unterschiedlicher kaum sein konnte, in einer fiktional ergänzten Doppelbiografie. Ungewöhnlich, und durchaus spannend sind die Verbindungen und Themen, die durch die Beschreibung und Kontrastierung der zwei Biografien sichtbar werden.

Semi-fiktionalisierte historische Personen

Abwechselnd entwickelt der Autor die Geschichten von Trollmann und Harder, verbindet in diesen Gedankengänge der Protagonisten, zeithistorische Geschehnisse und reflexive zeitliche Einordnungen, die er teils zynisch kommentiert. Die Konstruktion von Gedanken und Einstellungen der zwei historischen Personen ist fraglich – es existiert zwar Quellenmaterial zu Selbstverständnissen von beispielsweise SS-Männern, aber die innere Perspektive ohne autobiografisches Material stellt eine gewagte fiktionale Ergänzung dar. Das Buch ist spannend und sprachlich im Stil eines Romans einfach geschrieben, und vielleicht legitimiert der Anspruch, die grausame Geschichte ein bisschen greifbar und emotional erfahrbar zu machen, die Erzählperspektive. Dennoch bleibt beim Lesen ein Stirnrunzeln, ob die Erzählung den Personen gerecht werden kann.

Gerecht wird das Buch jedoch der Vermittlung von historischen Zusammenhängen, die durch sehr gute und detaillierte Recherchen und zeitliche Einordnungen einen Eindruck von gesellschaftlichen Entwicklungen um Sport und ‚Volk‘ geben. Gefordert ist die Leserin/der Leser durch viele Details, zeitliche und gedankliche Sprünge und Nebeninformationen, die jedoch gleichzeitig einen spannenden Zugang abseits von reiner Faktenvermittlung bieten. Repplinger schafft es, detaillierte Sport-Berichte mit Fragen zur Verbindung von Sport, Männlichkeit, ‚Volk‘ und Rassismus zu verknüpfen. Und dies ist der Punkt, an dem die Verbindung der beiden Biografien Sinn macht.

Sport, Männlichkeit und Rassismus

Das Aufeinandertreffen von Trollmann als KZ-Häftling und Harder als SS-Mann in Neuengamme ist keine merkwürdige Fügung oder das Schicksal zweier Sportlerkarrieren – warum sind die beiden Biografien erzählerisch in „Leg dich, Zigeuner“ dennoch verwoben, und wo liegen die Verbindungen von Trollmanns Ermordung und Harders Karriere?

Replinger illustriert die Bedeutung und Funktion des Sports vor und während des Nationalsozialismus: von der Etablierung völkischer Ideen im Sport über die Bedeutung in Organisationen wie der SS bis zu sportbezogenen Seilschaften, die NS-Tätern nach 1945 milde Urteile und vorzeitige Entlassungen sowie Begnadigungen einbrachten.

Im Nationalsozialismus wurde im oder gerade über den Sport eine völkische Idee etabliert und umgesetzt, und neben der konkreten Bedeutung des Boxens für nationalsozialistische Strukturen wie die SA kam dem Sport eine hohe symbolische Funktion zu, in der sich Konstruktionen von Körper, Männlichkeit, ‚Volk‘ und ‚Rasse‘ verbanden. Über die Rassifizierung von Johann Rukeli Trollmann und seinem Boxstil konnten Sportverbände wie politische Kräfte rassistische Deutungsmuster etablieren. Vor allem durch Sport-Medien wie die Zeitschrift „Box-Sport“ wurde Johann Trollmann ein „zigeunerhafter“ Boxstil zugeschrieben. Wenn Trollmann boxen und gewinnen darf, „dann besteht die Gefahr, dass der innere Wert eines Titels durch den merkwürdigen Stil dieses Instinktboxers herabgezogen werden kann“ (S. 157). Einerseits ist diese Beschreibung Ausdruck antiziganistischer Bilder wie Unstetigkeit, Unberechenbarkeit oder Instinkthaftigkeit. Andererseits hat sie die Funktion, als Negativ-Folie für den „deutschen Faustkampf“ zu dienen und über das Boxen „deutsche Eigenschaften und Tugenden“ zu konstruieren. Johann Trollmann diente hier schon früh als „Feindbild“, während Harder, dessen Karriere eher in den 1920er Jahren ihren Höhepunkt hatte, zum Bild „deutscher Männlichkeit und Kraft“ beitrug und von ihm profitierte.

Eine Doppelbiografie?

Die Verwebung dieser unterschiedlichen Perspektiven und Betroffenheiten macht gesellschaftliche Strukturen und rassistische Mechanismen sichtbar, und

bleibt doch provokant. Ist es legitim, die rekonstruierte Geschichte eines im KZ ermordeten Boxers mit der eines nationalsozialistischen Fußballers, im Sinne zweier Sportler-Biografien, nebeneinander und damit auch auf eine Ebene zu stellen? Die Perspektive des Autors ist klar kritisch positioniert. Er versucht, Harders Handeln als Lagerkommandant differenziert zu betrachten, ihn als viel bürgerlicheren SS-Mann als andere darzustellen, und betont doch, obwohl dieser selbst gegenüber Häftlingen nicht physisch brutal gewesen sein soll, dessen Verantwortung für vielfache Morde und grundlegende Verstrickung in nationalsozialistische Ideen und Rechtfertigungen der Vernichtung. Unklar bleibt, warum das letzte Kapitel des Buches umfassend die Rechtfertigungen und Rehabilitierungen von NS-Verbrechen und Tätern beschreibt, nicht jedoch die Kontinuitäten wie Sondererfassung, Verfolgung und Nicht-Entschädigung von Sinti und Roma nach 1945. Dennoch wird sichtbar, wie sehr sportliche Seilschaften NS-Täter aus dem Strafvollzug geholt haben – die Geschichte von Trollmanns Familie nach dem NS bleibt seltsam unsichtbar.

Die beiden Biografien sind direkt nur über die kurze gleichzeitige Anwesenheit an einem Ort, dem KZ Neuengamme, verbunden. Indem der Autor die Lücken im Quellenmaterial fiktional durch die Schilderung der Gefühle und Gedanken der Protagonisten ergänzt, illustriert er historische Gegebenheiten, entwirft halb-fiktionale Figuren, schreibt symbolhafte Personen.

Gleichzeitig ist dieses Buch eine wertvolle Dokumentation des Lebens Rukeli Trollmanns, dessen Person in den letzten Jahren vermehrte Aufmerksamkeit zukommt. 2003 erhielt seine Familie nach 70 Jahren vom Bund deutscher Berufsboxer den Meistertitel, den Rukeli Trollmann 1933 erkämpft hatte. 2012 wurde seine Geschichte von Eike Besuden verfilmt. Tull Harders Biografie ist aus einer Ablehnung des Nebeneinanderstellens der Geschichten vielleicht eher zu lesen als Kontrast, als Beispiel einer nationalsozialistischen Karriere. Wichtig ist das Buch, weil es Trollmanns Geschichte und wesentlich auch die Geschichte der Verfolgung von Sinti und Roma im Nationalsozialismus sichtbar macht.

Roger Repplinger 2008:

Leg dich, Zigeuner. Die Geschichte von Johann Trollmann und Tull Harder.

Piper-Verlag, München.

ISBN: 9783492049023.

376 Seiten. 22,90 Euro.

Zitathinweis: Bente Gießelmann: Deutscher Faustkampf. Erschienen in: .
URL: <https://kritisch-lesen.de/s/XMHZ5>.

Vom aufrichtigen Jungen aus dem Ghetto zum Fußballstar



Michael Horeni
Die Brüder Boateng
Drei deutsche Karrieren

Der Lebensweg dreier Bad Boys aus dem Wedding als Klischee.

Rezensiert von [Moritz Merten](#)

Michael Horeni, Sportredakteur der FAZ, zeichnet in diesem Buch den bisherigen Lebensweg der drei Berliner Brüder George, Kevin und Jérôme Boateng, von denen letztere beiden als Fußballstars Bekanntheit erlangten, nach. Dafür trägt er Material aus den Medien zusammen, stützt sich aber auch auf eigene Gespräche mit Personen aus dem Leben der drei Brüder sowie mit George und Jérôme selbst (Kevin lehnte ab mit dem Autor zu sprechen, stehe dem Buchprojekt aber nicht ablehnend gegenüber). Geordnet ist das Material chronologisch nach den einzelnen Phasen im Werdegang der jungen Männer vom Kicken im Wedding, über die Zeit in den Jugendmannschaften und der späteren Karriere als Fußballprofis – zumindest dem von Jérôme und Kevin. Unabhängig von dieser zeitlichen Ordnung werden immer wieder detaillierte Beschreibungen von entscheidenden Momenten im Leben der drei, wie z. B. das Aufeinandertreffen von Jérôme und Kevin beim WM-Spiel 2010 zwischen Ghana und Deutschland, eingestreut.

Journalist_innen erzählen gerne Geschichten und welche läge bei den Jungs aus dem verrufenen Berliner Stadtteil Wedding, die in Fußballkäfgen nach

der Schule das Kicken gelernt haben, näher als die von den „Ghetto Kids“. Horeni scheint es sich jedoch zur Aufgabe gemacht zu haben mit dem Bad-Boy-Image der Boatengs, das vor allem Kevin anhaftet, aufzuräumen. Lehrer_innen und Jugendtrainer, die im Buch zu Wort kommen, beschreiben Jérôme und Kevin eher als ruhige und unproblematische Jungs. Schnell wird klar, dass diese Charakterisierungen überhaupt nicht mit dem Image übereinstimmen, welches die Medien ihnen verpassten, als sie durch ihre ersten Einsätze in der Bundesliga für Hertha BSC Berlin die öffentliche Aufmerksamkeit erweckten.

Dass das Image der „Ghetto-Jungs“ überhaupt so stark in der Öffentlichkeit werden konnte, liegt auch an der schlechten Jugendarbeit von Hertha BSC Berlin. Es wurde versäumt Jérôme und Kevin, neben einer Reihe weiterer talentierter Jugendspieler aus dem Wedding, vor dem Hype der Medien und dem Druck der Öffentlichkeit zu schützen.

Horeni macht ebenfalls deutlich, wie vor allem Kevin sich auch selbst stark mit diesem ihm zugeschriebenen Image identifiziert und eine Zeit lang mit diesem kokettiert. Zu spät merkt er, dass er den Ruf als Bad Boy so schnell nicht mehr los wird und nun sein gesamtes Handeln von der Öffentlichkeit vor dem Hintergrund dieser Reputation beurteilt wird – so auch sein Foul an Michael Ballack, das diesem die Teilnahme an der WM 2010 kostet und zu einem gewaltigen, zum Teil rassistischen, Shitstorm gegen Kevin führt.

Nicht zu trennen vom „Ghetto-Image“ sind die Erfahrungen mit Rassismus, die die drei afrodeutschen Brüder in den verschiedenen Bereichen ihres Lebens – nicht zuletzt im Fußball – machen und auf die Horeni wiederholt eingeht. Die Anerkennung, die sie als herausragende deutsche Fußballspieler erfahren, kann sich schnell in Ablehnung verwandeln, wenn es mal nicht so gut läuft. Sie sind dann auf einmal keine deutschen Talente mehr, sondern werden zu Ausländern gemacht und ausgegrenzt, wie Jérôme selbst sagt. Insgesamt zeigt sich, dass die Boatengs trotz ihres Status als Stars den gleichen Mechanismen von Subjektivierung unterliegen, wie andere Jugendliche aus dem Wedding, welche keine Karriere als Fußballer gemacht haben. Weil sie aus einem „benachteiligten Stadtteil“ kommen, in einfachen Verhältnissen aufgewachsen sind und einen „nicht-deutschen“ Vater haben, wird ihnen zugeschrieben „harte“, respekt- und rücksichtslose Typen zu sein. Dieser Zusammenhang

wird vom Autor nicht selbst hergestellt, lässt sich aber deutlich aus seiner Darstellung herauslesen.

Die Schwächen des Buches liegen in Horeni wenig analytischen und teilweise etwas oberflächlichen Beschreibungen. So wird z. B. an einigen Stellen die hohe Anzahl an Migrant_innen im Wedding und migrantischen Kindern und Jugendlichen in den Schulen im Bezirk problematisiert, ohne näher zu begründen, warum dies problematisch sei. Dem Buch muss zwar zu Gute gehalten werden, dass es Rassismus als alltäglichen und prägenden Faktor im Lebensweg der drei Jugendlichen thematisiert und selbst auf Ethnisierungen und Kulturalisierungen verzichtet. Doch leider analysiert Horeni nicht eingehender das Stereotyp des Bad Boy aus dem Ghetto, in welchem sich klassistische mit rassistischen Zuschreibungen vermischen. Stattdessen bleibt Horeni in seinem journalistischen Stil eher bei einer oberflächlichen Beschreibung des Medienbildes stehen.

Dabei greift er zu oft selbst auf Klischees zurück, um den Werdegang der drei Brüder zu erklären. So betont er immer wieder, dass George und Kevin ohne Vater und mit einer Mutter, die arbeitslos ist, aufwachsen sind und macht so die angeblich schwierigen Familienverhältnisse zur Ursache für das Verhalten der beiden Brüder. Im Gegensatz dazu sei Jérôme mit seiner erwerbstätigen Mutter in Wilmersdorf aufgewachsen und dadurch weniger dem schlechten Einfluss des Weddings – den er nur zum Bolzen mit seinen beiden Halbbrüdern aufsuchte – ausgesetzt gewesen. Diese verkürzte Annahme über den Einfluss von Familienverhältnissen und Wohnquartieren auf den Lebensweg von jungen Menschen ist in den Medien und der Populärkultur weit verbreitet, da sie die Grundlage für die romantischen Geschichten, in denen es junge Menschen aus „benachteiligten“ Schichten trotz aller Widrigkeiten zu Erfolg und Ruhm bringen, sind. In den Sozialwissenschaften ist dieser Zusammenhang jedoch umstritten, da er sich bei eingehender Betrachtung komplexer darstellt als es bei oberflächlicher Betrachtung erscheint (vgl. die Debatte um die These einer Culture of Poverty, also die quasi Vererbung einer „Armutskultur“, welche den sozialen Aufstieg verhindert, innerhalb von Familien). Das bedeutet natürlich nicht, dass soziale Herkunft als entscheidender Faktor für den Lebensweg von Menschen, gerade aus marginalisierten Schichten, keine Rolle spielt. Der Zusammenhang ist nur eben vielschichtig und überlagert sich mit anderen Faktoren.

Es bleibt festzuhalten, dass auch Horeni eben ein Journalist ist, der versucht unter Rückgriff auf gängige Bilder und Klischees eine Geschichte zu erzählen. Die Geschichte von den eigentlich braven Jungs, die es trotz des schlechten Einflusses des „Problemviertels“, der schwierigen familiären Verhältnisse und dem Rassismus doch irgendwie geschafft haben Fußballprofis zu werden (zumindest zwei von ihnen). „Vom aufrichtigen Jungen aus dem Ghetto zum Fußballstar“ ist aber auch nur eine Abwandlung des altbekannten romantischen Motivs „vom Tellerwäscher zum Millionär“. Warum gerade Kevin und Jérôme diesen Aufstieg geschafft haben und ihr Bruder George nicht, vermag Horeni nicht zu erklären. Und so bleibt es den Leser_innen überlassen zu entscheiden, ob sie seine Geschichte besser finden oder die von den Bad Boys aus dem Ghetto.

Michael Horeni 2011:
Die Brüder Boateng. Drei deutsche Karrieren.
Klett-Cotta, Stuttgart.
ISBN: 978-3-608-50308-1.
272 Seiten. 18,95 Euro.

Zitathinweis: Moritz Merten: Vom aufrichtigen Jungen aus dem Ghetto zum Fußballstar. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/Y84HM>.

Noch ein Buch über Fußballfans



Martin Thein (Hg.)

Fußball, deine Fans

Ein Jahrhundert deutsche Fankultur

Ein Sammelband versucht sich an der schier unlösbaren Aufgabe die Gesamtheit der Fankultur in Deutschland umfassend darzustellen – und scheitert daran.

Rezensiert von [Jan Tölva](#)

Nachdem Martin Thein im vergangenen Jahr mit seinem gemeinsam mit Jannis Linkelmann herausgegebenen Sammelband „Ultras im Abseits“ ein zwar inhaltlich durchwachsendes, aber als Debattenbeitrag durchaus relevantes und breit gefächertes Grundlagenwerk über die Ultrakultur veröffentlicht hat, betrachtet er in seinem neuesten Buch nun die Fankultur im Fußball auf einer allgemeineren Ebene..

Auch in diesem Fall ist der Ansatz ebenso richtig wie wichtig, und die Themenauswahl ist durchaus gelungen. Hooliganismus und Ultras kommen genauso vor wie Fankultur in der DDR, geschichtliche Abrisse aus früheren Jahrzehnten und individuelle Fanbiographien. Einige der gewählten Themen sind sogar überaus originell. So widmet sich etwa Hardy Grüne in seinem Beitrag Fußballkneipen und dem Public Viewing, und auch Theins eigenes Interview mit Mirko Otto, einem der Chefredakteur_innen des Magazins „Blickfang Ultra“, zum Thema Groundhopping ist wirklich lesenswert.

In vielen Fällen jedoch wird aus dem eigentlich innovativen Blickwinkel nicht wirklich etwas Brauchbares gemacht. So ist der Text von Thein, der sich mit

einem in Enschede aufgewachsenen und später nach Köln übergesiedelten niederländischen Fußballfan und dessen Betrachtungen des Fußballs in beiden Ländern befasst, zwar nett und unterhaltsam, er wirkt jedoch alles andere als repräsentativ. Die bloße Tatsache, dass jemand in zwei Ländern gelebt und in beiden Fußballspiele besucht hat, macht aus der Person noch lange keine_n Expert_in für die Besonderheiten der Fankulturen beider Länder.

Ein ähnliches Gefühl stellt sich bei mindestens jedem zweiten Text des Sammelbandes ein. Sie sind zwar überwiegend gut zu lesen und nur selten wirklich uninteressant, sie vermitteln aber auch in ihrer überwiegenden Zahl keinerlei tiefer gehende Erkenntnisse. Überhaupt wirkt die Auswahl von Texten und Autor_innen beinahe willkürlich und ein wenig wie mit heißer Nadel gestrickt. Vielleicht ist die Aufgabe, die Martin Thein sich offenbar gestellt hat, nämlich die Geschichte der Fankultur im deutschen Fußball in allen Facetten darzustellen, schlicht unmöglich zu erfüllen, weil das Thema schlicht zu groß, zu divers, zu vielschichtig ist.

Dennoch ist es interessant auch mal die Sichtweisen mehr oder weniger „normaler“ und vor allem auch älterer Fans zu lesen. Es gibt Dutzende Bücher, die sich ausführlich und aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln heraus Ultras, Hooligans und Artverwandten widmen, doch sind all das explizite Jugendkulturen – auch wenn diese Jugend bei manchen bis jenseits der Dreißig reicht. Im Fokus der Betrachtungen der Fankurve stehen meist diejenigen, die dort am meisten auffallen, die am buntesten, am lautesten, vielleicht auch am gewalttätigsten sind. Die große Mehrzahl der Fußballverrückten jedoch ist anders. Die meisten gehen einer Lohnarbeit nach, haben Familie und eine private Rentenversicherung, aber dennoch sind sie genauso verrückt nach Fußball wie die 17jährige Ultra oder der 24jährige Allesfahrer. Dass Thein diese zu Wort kommen lässt, ist die Stärke des Buches.

Die große Schwäche dagegen ist wie bereits bei „Ultras im Abseits“ die doch arg männerlastige Zusammensetzung der Autor_innen. 26 sind es insgesamt und unter ihnen sind gerade einmal drei Frauen. Eine davon, Nicole Selmer, darf sich dann auch netterweise dem Thema „Frauen im Fußball“ widmen, was sie auch ausgesprochen gut macht und was ganz ohne Frage ein wichtiges Thema ist. Warum jedoch zu nahezu jedem anderen Thema ausgerechnet ein Mann etwas schreiben darf, lässt sich ohne Verweis auf die männerbündelnden

Netzwerke in Fußball wie in der Wissenschaft und auch sonst fast überall nicht erklären.

In Theins Buch sind Frauen noch immer die „Anderen“, die im Gegensatz zu den Männern ein eigenes Kapitel brauchen. Dass Frauenfußball und die dort durchaus auch vorhandenen Fans quasi gar nicht vorkommen, passt da nur ins Bild. Es ist schlichtweg schockierend, dass Thein es schafft, in seinem Buch die von Nicole Selmer in ihrem Text angeführten rund 30 Prozent, die Frauen am Stadionpublikum in Deutschland ausmachen, mit knapp 12 Prozent noch weit zu unterschreiten. Dafür gibt es weder eine Rechtfertigung noch eine Entschuldigung.

Es wäre jedoch unfair Theins Buch alleine aus diesem Grund zu verdammen, denn im Grunde sieht das Geschlechterverhältnis bei fast allen Büchern zum Thema Fußball ähnlich, oft sogar noch weit unausgewogener aus. Im Grunde ist Theins Buch auch nicht wirklich schlecht, es hätte nur sehr leicht noch sehr viel besser sein können. Es wirkt wie ein Schnellschuss, wie ein gezielter Versuch an den Erfolg von „Ultras im Abseits“ anzuknüpfen.

Herausgekommen ist ein durchwachsener Sammelband voller in der Mehrzahl bestenfalls durchschnittlicher Texte zu Themen, die fast alle anderswo schon besser, ausführlicher und teilweise sogar in Form ganzer Bücher abgehandelt worden sind. Statt eines thematisch gegliederten Überblicks über die Fankultur gibt es ein mittelmäßiges Fußballlesebuch. Es finden sich zwar auch einige bessere Texte wie der von Jörg Jakob über die Wechselwirkungen zwischen englischer und deutscher Fankultur, doch streng genommen sind die einzigen wirklich gelungenen Beiträge die von Thein selbst geführten Interviews. Vielleicht sollte er sich in Zukunft eher auf sein zweifelsfrei vorhandenes Talent als Interviewer konzentrieren und seine Bücher mit guten Interviews, statt mit zusammengewürfelten und überwiegend halbgaren Texten füllen. Ich zumindest wäre ihm dankbar.

Martin Thein (Hg.) 2013:

Fußball, deine Fans. Ein Jahrhundert deutsche Fankultur.

Verlag Die Werkstatt, Göttingen.

ISBN: 978-3-7307-0012-9.

240 Seiten. 14,90 Euro.

Zitathinweis: Jan Tölva: Noch ein Buch über Fußballfans. Erschienen in: .
URL: <https://kritisch-lesen.de/s/Xknwm>.

Sport und Feminismus



Feministische Studien (Hg.)

Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung
Sport – Kult der Geschlechter

Die Schwerpunktausgabe neigt dazu, die Facetten des Sports zu vereinsamen.

Rezensiert von [Martin Brandt](#)

Wenn einer eine Zeitschrift tut und ein bestimmtes Thema wählt, dann wünscht man sich als Leserin, dass dieses in bestmöglicher Weise erarbeitet werde: Die zu publizierenden Aufsätze sollen die verschiedenen Facetten des abgegrenzten Gegenstandsbereichs erhellen. Aus Gründen, die an dieser Stelle unerheblich sind, kann das Ergebnis mal mehr, mal weniger gelungen ausfallen. Wie nun fällt das Ergebnis bei der Lektüre der „feministischen studien“, der „Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung“ aus?

Da die fünf Schwerpunktaufsätze nicht nur allesamt verschiedene Sportarten (Motorsport, Leichtathletik, Fußball, allgemein-körperliche Raumaneignung) behandeln, sondern zugleich unterschiedliche analytische Ziele verfolgen, könnte die Auswahl entweder beschönigend als vielseitig gelobt oder böswillig als beliebig verworfen werden. Beiderlei Urteile würden der Ausgabe aber nicht gerecht, denn: Einerseits gibt es mit Anke Hertlings „Angriff auf eine Männerdomäne: Autosportlerinnen in den zwanziger und dreißiger Jahren“ eine gut lesbare und informative sportgeschichtliche Studie, die die im Motorsport noch heute kaum vertretenen Frauen in Erinnerung ruft. Andererseits hat man, obwohl man Gabriele Dietzes Aufsatz „Intersektionalität im nationalen Strafraum: Race, Gender und Sexualität und die deutsche Nationalmannschaft“ an keiner Stelle widersprechen möchte, das Gefühl, das

alles schon mal irgendwo gelesen zu haben, sodass die mutmaßliche Übertretung der männlichen Geschlechtergrenzen von übereinander herfallenden und sich Bussis gebenden Fußballern nicht mehr sonderlich hinter dem Ofen hervorlockt. Um einiges interessanter wären hier die von der Autorin angedeuteten Nazi-Kontinuitäten im deutschen Männerfußball oder eine ebensolche intersektionale Analyse der deutschen Frauen-Elf gewesen. – Und noch einmal: Einerseits liefert Stefan Wiederkehers Artikel „Jenseits der Geschlechtergrenzen. Intersexuelle und transsexuelle Menschen im Spitzensport“ eine wertvolle und notwendige Kritik der sogenannten Geschlechtstests, die die Anmaßung von Sportfunktionären und -medizinern offenlegt, Geschlecht anhand primärer Geschlechtsmerkmale, Chromosomen und Hormonhaushalten bestimmen zu wollen. Andererseits vertreiben in Anke Strüvers und Claudia Wucherpfennigs Aufsatz „Spielerische Rauman eignung. Zur Performativität von Körpern und Räumen im Spiegel aktueller Forschung“ deren aufgeblähte sozialkonstruktivistische Worthülsen jegliche Lebendigkeit aus dem Prozess der öffentlichen Rauman eignung, um den es im Artikel gehen soll.

Falls jemand zu Beginn die Einleitung übersprungen hat und seine Füße erst beim Lesen des letzten Artikels oder beim Durchforsten des angehängten Literaturverzeichnisses eingeschlafen sind, sei diese hier noch einmal gesondert behandelt, weil sie auf das allgemeine Defizit akademischen Schreibens verweist, um der Herstellung des Wissens willen die ästhetisch-sinnliche Dimension des jeweiligen Gegenstands auszublenden. Das wird spätestens dann zum Problem, wenn zwischen lauter Urteilen darüber, ob nun etwas emanzipatorisch sei oder der Verlängerung der männlichen Herrschaft diene, der Kern des ganzen aus dem Blick gerät: Dass nämlich Sport ein Spiel ist, ein Spiel, dessen Freiheit erst auf Grundlage von Regeln entsteht und das nicht in der blinden Herrschaft über die Körper aufgeht. Diese Freiheit geht demjenigen ab, der im Sport lediglich einen „Kult der Geschlechter“ (S. 3) sieht, ihn als „Technologie des Selbst“ oder als „Disziplinierung der Körper“ (S. 4) denunziert. Damit seien keinesfalls die brutalen Herrschaftsverhältnisse relativiert, die gesamtgesellschaftlich existieren und die vor dem Bereich des Sports keinen Halt machen. Warum sonst konnte den Frauen in den Anfangszeiten des Motorsports aufgrund angeblicher physischer und psychischer Schwächen das Autofahren verweigert werden? Warum sonst kann Leichtathletinnen ihre Weiblichkeit abgesprochen werden, wenn sie zu

erfolgreich sind und „zu männlich“ aussehen? Warum wird schlanken und technisch versierten männlichen Fußballern Homosexualität unterstellt und dies überhaupt als Beleidigung begriffen? Jenen, die solche Verhältnisse nicht abschaffen wollen, soll damit nicht in die Hände gespielt werden, denn weiterhin wartet die Formel 1 auf Rennfahrerinnen, begehen der Intergeschlechtlichkeit „überführte“ Sportlerinnen Suizidversuche und müssen schwule Fußballer ihre Sexualität verbergen. Dem Sport, so durchkommerzialisiert und geschlechtergetrennt dieser auch betrieben wird, liegt aber immer die Idee eines Spiels zu Grunde, das um der Freiheit von Herrschaft willen nicht preisgegeben werden darf und zumindest eine individuelle Befreiung bedeuten kann. Eine kurze selbstkritische Anmerkung der Herausgeberinnen vermittelt eine Ahnung dessen, wovon die Rede ist:

„In der Gesamtschau der hier versammelten Beiträge zum Kult der Geschlechter im Sport ist für uns die Frage nach der emanzipativen Kraft in diesem Feld in den Hintergrund getreten. Für die Akteurinnen allerdings, und zwar gerade für Frauen aus nicht-europäischen Ländern, stellt sich diese Frage offenbar anders dar.“ (S. 9)

„Offenbar“ haben die ehrenamtlichen Organisatorinnen des internationalen Frauenfußballturniers namens „Discover Footbal“, das in einem kleinen inspirierenden Artikel außerhalb des Schwerpunkts vorgestellt wird, und deren Teilnehmerinnen den Spaß am Sport noch nicht verloren. Man wünscht ihnen an dieser Stelle weitere erfolgreiche internationale Begegnungen.

Feministische Studien (Hg.) 2012:

Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung. Sport – Kult der Geschlechter.

Lucius & Lucius, Stuttgart.

ISBN: 0723-5186.

175 Seiten. 28,00 Euro.

Zitathinweis: Martin Brandt: Sport und Feminismus. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/Dir8R>.

Wege aus der Zerrissenheit



Birgit Palzkill

Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh
Die Entwicklung lesbischer Identität im Sport

Die bereits 1989 in der BRD erstveröffentlichte Dissertation von Birgit Palzkill ist eine wegweisende sportsoziologische Untersuchung zur Entwicklung lesbischer Identität im Leistungssport.

Rezensiert von [Laura Janßen](#)

Über zwanzig Jahre nach dem (ersten) Erscheinen Birgit Palzkills Dissertation „Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh“ hervorzuholen und neu zu besprechen, kann nur vor dem Hintergrund verstanden werden, dass es sich bei der Untersuchung um einen Meilenstein handelt, war Palzkill wohl die erste Autorin im deutschsprachigen Raum, die zur Entwicklung lesbischer Identität im Sport publizierte. Palzkills Analyse basiert auf narrativen Tiefeninterviews mit 19 lesbischen Leistungssportlerinnen, in welchen sie ihre Lebensgeschichten nachzeichnen. Die interviewten Frauen kamen aus unterschiedlichen Sportrichtungen, einige betrieben Individual-, andere Team sport. Die größte Gruppe der Interviewpartnerinnen stellten Handballerinnen mit sechs Studienteilnehmerinnen. Das ist insofern interessant, weil das Handballumfeld für lesbische Sportlerinnen als offenstes gezeichnet wird. Palzkills eigene Erfahrung als Leistungssportlerin im Bereich Leichtathletik und Basketball und ihre Positionierung als lesbisch erleichterte ihr sicherlich Interviewpartnerinnen zu finden und dies vor allem in einer Zeit, in der über lesbische (Leistungs)Sportlerinnen öffentlich nicht gesprochen wurde. Auf die Veröffentlichung ihrer Dissertation folgte viel positive Resonanz in den Medien, Diskussionen wurden entfacht und Veranstaltungen organisiert. Lesbische Leistungssportlerinnen wurden sichtbar, eine nahezu totgeschwiegene Thematik fand Einzug in den öffentlichen Diskurs.

Das Buch ist für eine wissenschaftliche Studie erfrischend leicht zu lesen. Die Autorin kommt mit wenigen Fachbegriffen aus, was ihre theoretische Basis nicht schmälert. Der Sprachstil stützt den Anspruch, die Untersuchung nicht nur einer kleinen Fachöffentlichkeit zugänglich zu machen und löst somit die Motivation von Palzkill, „die Existenz von Lesben im Sport überhaupt besprechbar zu machen“ (S. 9), ein.

Anforderungen, Anforderungen, Anforderungen

Palzkills Anliegen ist es „herauszufinden, wie diejenigen Frauen, die lesbisch leben, ihre Lebensweise entwickelt haben und wie diese Entwicklung mit ihrer Leistungssportsozialisation zusammenhängt“ (S. 10, Herv. i. O.). Konkret geht es Palzkill demnach um drei Entwicklungsfelder und deren Verwobenheit: Frau werden, Lesbe werden und die Entwicklung zur Leistungssportlerin. Im Wissen um die Gefahr der Reproduktion einer starren Zweigeschlechterordnung entscheidet sich die Autorin dafür die Kategorie „Frau“ zu verwenden, um Benachteiligungen in einer patriarchal organisierten Gesellschaft am weiblich sozialisierten Subjekt deutlich machen zu können.

Um die drei genannten Entwicklungsfelder und ihre Verwobenheit zu untersuchen, wählt Palzkill ein Vorgehen, das zunächst irritierend wirken mag: Obwohl es um die Entwicklung lesbischer Identität im Leistungssport geht, spielt lesbische Existenz im ersten Teil des Buches nur eine untergeordnete Rolle. Vielmehr werden Anforderungen an eine weibliche Geschlechtsrolle untersucht und ihre Beschränkungen diskutiert. So finden beispielsweise die Variablen Körper, Kleidung, Bewegung und Raum besondere Berücksichtigung, um zu zeigen, wie sich hierarchische Geschlechterverhältnisse niederschlagen und mit welchen Grenzen Mädchen und Frauen zu kämpfen haben.

Palzkill stellt widersprüchliche Anforderungen und Zerrissenheit, die erwachsen, wenn sich eine Frau in der „Männerdomäne Sport“ bewegt, dar, ihr Fokus liegt dabei auf der Pubertät, „die Phase, in der das Mädchen zum Fräulein werden (...) muss“ (S. 38). Sport wird aber auch durchaus ein Raum eingeräumt, in dem es trotz vielfältiger Schwierigkeiten die Möglichkeit gibt, Grenzen einer weiblichen Geschlechtsrolle „legitimiert“ zu überschreiten, so beschreibt eine der interviewten Sportlerinnen:

*„Ich glaube, Sport war wichtig für mich, weil schon auf der Oberschule irgendwie klar wurde, ich als Mädchen mache Sachen, die ich als Mädchen eigentlich nicht machen sollte, und auch von zu Hause aus Beschränkungen kamen. Und das war dann einfach toll für mich in der Schule, also zumindest im Sport mir aussuchen zu können, wie ich mich bewegen will.“
(S. 65)*

Unter Zuhilfenahme des Identitätskonzepts nach Signe Hammer, in dem zwischen persönlicher Identität, sexueller Identität und Geschlechtsrollenidentität unterschieden wird, zeigt Palzkill, wie widersprüchliche Anforderungen eine Identitätsbalance praktisch verunmöglichen. Die interviewten Leistungssportlerinnen begegneten der Zerrissenheit (zunächst) auf unterschiedlichen Wegen, die von Palzkill sensibel erfragt und so wertneutral wie möglich dargestellt werden: Während einige nach Kompromissen suchten, zogen andere sich völlig aus dem Sport zurück oder verbrachten all ihre Zeit (fast) ausschließlich mit Sport.

Raus aus dem Schrank

Erst nach diesen ausführlichen Untersuchungen geht es konkret um lesbische Lebensweisen, in dem ein Ausweg aus der Zerrissenheit in der Identität als lesbische Frau gefunden wird. So beschreibt zum Beispiel eine Fußballerin die Folgen für sich, nicht mehr für Männer attraktiv sein zu müssen: „Ich hatte einfach das Gefühl, meine Freiheit wieder zu haben. Als ich mir das zugelassen habe, Frauen zu lieben, habe ich auch wieder zugelassen, so Sport zu machen, wie ich will“ (S. 103).

Palzkill läuft hier allerdings Gefahr, lesbische Lebensweisen als Identitätskonfliktlösung zu idealisieren, dann beispielsweise, wenn sie hervorhebt, dass in lesbischen Beziehungen patriarchale Machtverhältnisse ausgesetzt werden, sie aber nicht erwähnt, dass andere Machtverhältnisse trotzdem wirksam sind, wie zum Beispiel (soziale) Herkunft, Alter oder Befähigung.

Ausführlich untersucht Palzkill den Coming Out-Prozess ihrer Interviewpartnerinnen auf Grundlage eines Stigma-Ansatzes, den sie in drei Phasen unterteilt. Einerseits wird durch diese Vorgehensweise die

Systematisierung der geschilderten Erfahrungen möglich, andererseits wirken komplexe Entwicklungen durch das Phasenmodell aber auch schematisch. In allen drei Phasen wird die Rolle des Sports einbezogen. So zeigt die Autorin auf, wie beispielsweise in der ersten Phase (Strategien der Leugnung und Stigmavermeidung) der Sport als Stabilisierungshilfe dienen kann:

*„Ich konnte das Bedürfnis nach Nähe und Zärtlichkeit verschließen. Etwas zwanghaft zwar, also sehr rigide, der Panzer war sehr dicht und stark. Aber wenn du sieben Tage in der Woche Sport treibst, brauchst du auch nichts.“
(S. 123)*

Wird lesbische Lebensweise im Sportumfeld anerkannt, so ist dies eine große Hilfe, um die zweite Phase – Schritte aus der Isolation – zu gehen. Allerdings musste die Autorin feststellen, dass dreizehn von den neunzehn interviewten Sportlerinnen in ihrem Sportumfeld keine Unterstützung fanden. In der dritten Phase schließlich geht es um die Konfrontation mit der heterosexuellen Umwelt.

Nicht Lesbisch-Sein ist das Problem

In ihrer Dissertation trennt Palzkill also analytisch zwischen den Herausforderungen, vor denen Frauen in einer patriarchal organisierten Gesellschaft stehen, wenn sie sich nicht auf eine passive Frauenrolle beschränken lassen und sich in dem männlich dominierten Feld des Sports etablieren wollen einerseits, und den Stigmatisierungen, mit denen Lesben in einer heterosexuell dominierten Gesellschaft konfrontiert sind andererseits. Diese Vorgehensweise hat einen plausiblen wie politisch gewichtigen Grund: Lesbisch-Sein wird nicht als individuelles „Problem“ verhandelt aufgrund dessen die Leistungssportlerinnen mit Konflikten und Zerrissenheit zu kämpfen hatten, sondern die patriarchale Gesellschaftsordnung mit ihrer Polarisierung der Geschlechter, der Minderbewertung von Frauen und alles „Weiblichem“ sowie die Definition des Sports als „männliche Domäne“ (S. 144) bleiben im Blickfeld. Somit schafft Palzkill es, dem Fehlschluss zu entgehen, dass das Lesbisch-Sein zum Konflikt mit der Frauenrolle geführt hat.

Insgesamt stellt Palzkill viele Parallelen in der Entwicklung ihrer Interviewpartnerinnen heraus, aber auch Unterschiede werden gezeigt, für

Widersprüche gibt es hingegen leider zu wenig Raum. Die Autorin findet klare Worte gegen patriarchale und heterozentristische Strukturen und tritt entschieden für die Sichtbarkeit lesbischer (Leistungs)Sportlerinnen ein, wenn sie zum Beispiel über den Druck schreibt, unter dem Frauen stehen, ihrer zugedachten weiblichen Rolle genügen zu müssen, oder über den weiblichen Körper als Ware.

2010 wurde Birgit Palzkill mit dem Inge von Bönninghausen-Preis ausgezeichnet, einem Preis, der Frauen für ihr feministisches Engagement, ihre Zivilcourage und Unbestechlichkeit verliehen wird, die Auszeichnung erhielt sie wohl nicht zuletzt auch wegen ihrer Disseration: „Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh“ ist eine mutige Analyse, die einen wichtigen Beitrag zu lesbisch-feministischer Sportgeschichte leistet, sicherlich nicht widerspruchlos gelesen werden kann, aber allein schon wegen ihrer historischen Bedeutung zu empfehlen ist.

Birgit Palzkill 1994:

Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh. Die Entwicklung lesbischer Identität im Sport.

Frauenoffensive, München.

ISBN: 3-88104-260-1.

179 Seiten. 26,00 Euro.

Zitathinweis: Laura Janßen: Wege aus der Zerrissenheit. Erschienen in: .

URL: <https://kritisch-lesen.de/s/Uz5jC>.

Geschlecht in Pop revisited



Paula-Irene Villa, Julia Jäckel, Zara S. Pfeiffer, Nadine Sanitter, Ralf Steckert (Hg.)
Banale Kämpfe?
Perspektiven auf Populärkultur und Geschlecht

Der vorliegende Sammelband betrachtet subversive und affirmative Momente in Popkultur in Bezug auf Geschlechterverhältnisse und gibt dabei interessante Einblicke in selbstermächtigende Positionen und subversive Darstellungen.

Rezensiert von [peps perdu](#)

Drei Wochen habe ich auf den Sammelband gewartet und mich sehr gefreut, als er endlich da war. Da Popkultur ein „dynamischer Ort (ist), an dem gesellschaftliche und sozioökonomische Deutungen verhandelt werden“ (S. 8), scheint eine genauere Betrachtungsweise, die über eindimensionale Kritik am Massenphänomen hinausgeht, notwendig. Dabei richtet der Sammelband seinen Blick auf Widersprüche, Paradoxien und Heterogenitäten in Populärkultur. Die Herausgeber_innen und Autor_innen beziehen dies vor allem auf Geschlechterverhältnisse, bleiben dort aber nicht stehen, sondern berücksichtigen auch andere Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Durch die Breite der dargestellten Themenfelder zeigt sich zudem auch eine Vielfältigkeit der Analysen.

Von Vampiren, Feen und Werwölfen – Geschlechterverhältnisse im popkulturellen Horror

Julia Jäckel geht in „How Fucking Lame?“ der Frage nach, ob weibliche Agency in der Produktion „True Blood“ des us-amerikanischen privaten

Fernsehsenders HBO mit stereotypen Vorstellungen bricht oder nur ein vorübergehender Ausbruch aus diesen bleibt. Agency ist hierbei definiert als „Handlungsfähigkeit in sozio-diskursive[n] Macht- und Herrschaftsverhältnisse[n]“ (S. 58). Anhand vier weiblicher Protagonistinnen zeichnet sie nach, dass es zwar zu selbstermächtigenden Momenten kommt, der dargebotene Handlungsraum aber durch gesellschaftliche Machtverhältnisse begrenzt bleibt, vor allem in Bezug auf Gender und Race. Sehr interessant ist dabei die Gegenüberstellung der Charaktere in Bezug auf den Zusammenhang von Race und Gender: So wird die Hauptfigur Sookie Stackhouse in ihrer Empathie – die durchaus weiblichen Stereotypisierungen zuspießt – als ‚weiß‘ und unschuldig hergestellt, dies ist jedoch nur möglich im Kontrast zu ihrer besten Freundin Tara Thornton, deren Wut und Impulsivität ihre Darstellung als Schwarze Frau* rassifizierend untermalt. Bei beiden Figuren kommt es durch ihre Handlungen zum Bruch mit Weiblichkeitsvorstellungen und selbstermächtigenden Momenten, beispielsweise im Umgang mit Gefahrensituationen – trotz allem wird der Handlungsspielraum von Tara als Schwarzer Frau* und Sookie als ‚weißer‘ Frau* (wenn auch mit übernatürlichen Fähigkeiten aufgrund des Umstandes, dass sie eine Fee ist) immer wieder eingeschränkt. Und auch die Agency der Vampirinnen Pam und Jessica scheint – trotz des vergrößerten Handlungsraumes aufgrund ihrer übermenschlichen Fähigkeiten – durch Familien – und romantische Beziehungsvorstellungen begrenzt. So ist das Fazit der Autorin durchaus passend, wenn sie schreibt:

„Die fiktive Freiheit scheint schöpferische Kreationen wie Vampire* und Hexen* (wie auch Werwölfe*) zu erschaffen, eine weibliche Protagonistin, die sich über emotionale und normierende Machtverhältnisse hinwegsetzt, bleibt hingegen eine monströse Bedrohung.“ (S. 72)

In „Girls, Boys & Teenwolves“ stellt Julia Miess die Repräsentation von Werwölfen in Bezug auf Geschlechterverhältnisse in den Filmen „Ginger Snaps“ und der „Twilight“-Reihe gegenüber. Miess geht darauf ein, dass der Werwolf zu den traditionell männlichen* Monstern gehört und Frauen* im Gegensatz dazu wenn überhaupt als Opfer in Erscheinung treten. Anders in „Ginger Snaps“: Hier wird die Verwandlung der jungen Ginger in die Entwicklungen der Pubertät eingebettet und sowohl mit klassischen Vorstellungen des weiblichen (Lust-)Objekts im Horrorgenre als auch mit dem

Bild von Werwölfen gebrochen. Es ist so als eine Position der Selbstermächtigung zu lesen, wenn Ginger sich entscheidet, ein Gegengift abzulehnen, um die Veränderung ihres Körpers und die damit verbundene Freiheit zu genießen – auch wenn dies bedeutet, im wortwörtlichen Sinne über Leichen zu gehen.

Diesen Bruch sowohl mit Geschlechtervorstellungen als auch der maskulinen Prägung findet sich bei „Twilight“ – wie überraschend – in keiner Art und Weise. Die Werte von Jacob „Jake“ Black und seinem Rudel bewegen sich zwischen Männerverbund und konservativer US-amerikanischer Männlichkeit. Jake wird zudem dadurch, dass der weiße Vampir Edward Cullen und nicht er selbst eine Liebesbeziehung mit Bella Swan beginnt, zwar in überzeichneter Körperlichkeit dargestellt, zugleich aber zu sexueller Passivität verdammt, da „Begehren und Triebkontrolle (...) der weißen (vampirischen) upper class vorbehalten“ ist (S. 113). Sehr kritisch arbeitet Miess auch den Zusammenhang von Geschlecht, Klasse und Ethnizität heraus, welcher in „Twilight“ überaus fragwürdig dargestellt wird, beispielsweise beider Gegenüberstellung der Cullen-Villa im Bauhaus-Stil und der einfachen Verhältnisse im Reservat La Push, in welchem Jake und sein Rudel leben. Eine rassistische Bezugnahme findet sich hierbei auch anhand des Werwolf-Bildes: diese werden als „hochanständige Monster“ (S. 114) dargestellt, und greifen somit auf das rassistische Bild des „edlen Wilden in Reinform“ (ebd.) zurück. Die einzige Frau* im Werwolfrudel, Leah Clearwater, wird nicht nur als „zickig“ stilisiert, sondern zudem in doppelter Weise der negativ bewerteten Andersartigkeit weiblicher Monster ausgesetzt: als Werwölfin und als unfruchtbare Frau*. In Gegenüberstellung der Figuren in „Twilight“ und „Ginger Snaps“ hält Miess fest: „Was für den weiblichen Werwolf die Befreiung aus Konventionen ist, ist für den männlichen Werwolf eine ins Extreme überzeichnete Doppelung seiner Geschlechterrolle.“ (S. 117)

Solch schlüssige und kritische Analysen würde ich mir als begeisterte_r Konsument_in von Fantasyliteratur und –Filmen häufig auch durch Autor_innen oder Drehbuchautor_innen wünschen.

Popkultur und Pornoästhetik – Zwischen Widerständigkeit und Selbstermächtigung

Einen eher theoretischen Zugang zum Thema bietet Tanja Thomas in „Zwischen Konformität und Widerständigkeit“. Diese sieht Populärkultur als Vergesellschaftungsmodus, was bedeutet, „diese als Element der Konstitution des Sozialen“ (S. 214) zu diskutieren. Thomas zeichnet die theoretischen Bezugnahmen nach und gibt daran anknüpfend einen kurzen historischen Abriss über die feministische Medienforschung, wobei ihre Hauptfrage bleibt, wie sich Widerständigkeit in Popkultur fassen lässt. So konstatiert Thomas:

„Wenn wir davon ausgehen, dass weder der populärkulturelle Text noch eine seiner Eigenschaften widerständig sind, dass es aber auch nicht die Lektüre ist, die diese widerständig werden lässt, sondern dass soziokulturelle Geschehen, das Verbindungslinien zieht innerhalb und zwischen Rezipient_in und Text sowie darüber hinaus in soziale und diskursive Kontexte hinein (...), können wir durchaus feststellen, (...) welche Veränderungen dieses soziokulturelle Geschehen individuell, kollektiv und/oder gesellschaftlich zu zeitigen imstande ist.“ (S. 221)

Um die Verständlichkeit dieser theoretischen Rahmung deutlich zu machen, verweist Thomas auf Gruppendiskussionen mit Rezipient_innen von „Germany’s Next Topmodel“, deren Interpretationen sich in einem Spannungsfeld zwischen Empowerment und Entmündigung bewegen. Diese Herangehensweisen in „Germany’s Next Topmodel“ werden paradoxerweise handlungsanleitend für den eigenen Alltag angesehen, worin sich durch die eigene Subjektivität durchaus individuelle Widerständigkeit entwickeln lässt, so die These Thomas. So werden Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die sich in dieser Produktion re_prouzieren, von Rezipient_innen benannt aber zeitgleich darauf hingewiesen, dass sie diesen Zugang – wie Parallelen zur Leistungsgesellschaft – nicht gutheißen. Inwieweit diese Widerständigkeit jedoch auch Raum für intervenierende Umsetzungen bietet, bleibt jedoch nach Aussage Thomas ungewiss.

Einen sehr interessanten Zugang zu Sexualisierung von Körpern im Pop bietet Paula-Irene Villa mit „Pornofeminismus?“. Ihr Beitrag zeichnet einerseits nach, wie sich in der Moderne Debatten um Pornographie verorten lassen und gibt

dabei auch feministische Auseinandersetzungen und Argumentationsmuster – von porNO bis hin zu feministischen porn – wieder. Andererseits wird anhand der Künstlerinnen Lady Gaga und Lady Bitch Ray exemplarisch aufgezeigt, wie (Selbst-)Pornographisierungen als Selbstermächtigungsstrategien gelesen werden können. Kritisch betrachtet Villa hierbei vor allem Lady Gagas Auftritt in einem Kleid aus rohem Fleisch, da diese verstörende Performance einerseits an feministische Protestkultur angelehnt ist, um die Sexualisierung von Frauen* im Pop zu thematisieren, andererseits aber die individuelle Leistung als Meister_in der Selbstermächtigung (vgl. S. 240) hervorhebt und keine radikale Kritik übt. Ähnlich sieht Villa auch die Inszenierung von Lady Bitch Ray als „Top Girl“, welche maskulin kodierte Praxen und Positionen übernimmt und sich darüber als handlungsmächtig in Szene setzt, ohne ihre eigene Weiblichkeit zu gefährden. Damit unterstützt sie auch massiv Vorstellungen von Zweigeschlechtlichkeit, Heterosexualität, Lookismus und Männlichkeit. Entgegen Villas Darstellungen und der Parallele zu Lady Gaga, die in dem Artikel gezogen wird, ist es jedoch relevant darauf hinzuweisen, dass Lady Bitch Ray sich selbst als Feministin verortet und Ironie als Ausdrucksmittel ihrer Positionierung als migrantische Frau* nutzt. Nur weil es nicht notwendigerweise mein Zugang zu Feminismus ist und queer bei Lady Bitch Ray kein Thema ist, sehe ich doch positive Anknüpfungspunkte für junge Frauen* durch ihre Kunst.

In ihrem Fazit stellt Villa die These auf, dass einer der Gründe für diese Form der Selbstinszenierung und pornographischen Strategien als „angemessene Artikulation der Ängste, Wünsche, Realitäten und Phantasien von jungen Menschen im Rahmen neoliberaler Ökonomisierungen des Sozialen“ (S. 243). Sie führt weiter aus, dass die neoliberale Logik des ständigen Wettbewerbs, in dem niemand „Opfer“ sein will, zu einem individuellen Existenzkampf führt, welcher „Empowerment“ als Strategie nutzt. Bei dieser Herangehensweise bleibt jedoch die Frage offen, wie jenseits von kollektiven Prozessen Empowerment (auch über Nutzung pornographischer Elemente) in Popkultur positiv verhandelt werden kann. Wenn Empowerment nur noch als individuelle Strategie genutzt wird, so wie es Villa darstellt, scheint es trotz allem notwendig, die Relevanz für individuelle Umsetzungen und deren Außenwirkung in der Wahrnehmung durch Rezipient_innen ernst zu nehmen und Selbstermächtigung aus einer deprivilegierten Position als positiv zu erachten.

Perspektiven auf Popkultur

Neben den angesprochenen Beiträgen finden sich noch viele weitere in dem Sammelband. So setzt sich beispielsweise Dunja Brill mit Männlichkeit, Whiteness und Class in der Industrial und Extreme-Metal-Szene auseinander, während Demet Lüküslü die türkische Hiphopszene als Raum von Männlichkeitskonstruktion näher betrachtet. Ein Teil der Herausgeber_innenschaft des „Missy Magazine“ zeichnet in „100 Seiten Popfeminismus“ die Entstehungsgeschichte des Magazins im Rahmen des Dritte-Welle-Feminismus nach. Popfeminismus wird hierbei als der Versuch verstanden, „feministische Strategien und Instrumentarien in das Feld der Popkultur hineinzutragen“ (S. 44). Harte Kritik übt Miriam Strube in „Dressed for success“ sowohl an den Genderdarstellungen als auch an der Konsumdarstellung in „The L-Word“. Dabei hält sie aber fest, dass der Serie zumindest in einigen Hinsichten gelingt, neue Repräsentationen wie beispielsweise „weibliche Maskulinität“ massenkompatibel zu integrieren und so in gewissen Rahmen doch Brüche aufzuzeigen.

Generell ist die Lektüre dieses Sammelbandes sehr zu empfehlen, die Analysen sind stichgenau und es mangelt auch nicht an humorvollen Spitzen in der kritischen Auseinandersetzung mit Stars, Musikrichtungen und Lieblingsserien. Auch beeindruckt die Verbindung theoretischer Zugänge aus den Kultur- und Sozialwissenschaften mit alltäglich konsumierter Popkultur. Zum ungläubigen Staunen hat mich jedoch der Preis des Buches gebracht: aufgrund der Nutzung farbiger Seiten, um sowohl das eigens für den Sammelband gestaltete – und ziemlich coole – My-Little-Meaty-Lady-Gaga-Pony der Künstlerin Mari Kausurinen als auch Filmposter und Cover darzustellen, kostet der Band stolze 39,95 Euro. Ich kann mir vorstellen, dass dieser Preis durchaus potenzielle Rezipient_innen von einem Kauf abhalten kann.

Paula-Irene Villa, Julia Jäckel, Zara S. Pfeiffer, Nadine Sanitter, Ralf Steckert (Hg.) 2011:

Banale Kämpfe?. Perspektiven auf Populärkultur und Geschlecht.

Springer VS, Wiesbaden.

ISBN: 978-3-531-18982-6.

271 Seiten. 39,95 Euro.

Zitathinweis: peps perdu: Geschlecht in Pop revisited. Erschienen in: . URL:
<https://kritisch-lesen.de/s/8pLni>.

Freiheit gibt es nicht nur in Träumen!



Toni Morrison, Slade Morrison
Die Kinderkiste

„Die Kinderkiste“: Ein Buch für alle Menschen über das Verhältnis von Kindern und Erwachsenen und über Vorstellungen von Freiheit und Erziehung.

Rezensiert von [Berit Pohle](#) und [Annette Kübler](#)

Slade und Toni Morrison schufen mit dem Buch „Die Kinderkiste“ eine Geschichte in Form eines Gedichts. Illustriert und unterstrichen von Giselle Potters. Durch die Reim- und Strophenform, den Rhythmus, die sich wiederholenden Sätze, Struktur und Motive und die Illustrationen ist „Die Kinderkiste“ sehr eindrücklich. Das Buch wirkt durch das Format und die farbigen Illustrationen auf den ersten Blick wie ein Bilderbuch für Kinder. Wir denken, es ist ein Buch für Menschen jeden Alters, nicht ausschließlich für Kinder.

„Sonst bist Du nicht zu ertragen!“ (S. 13, 23, 34)

In ihrem Buch nehmen Slade und Toni Morrison Erziehungsvorstellungen im europäischen/US-amerikanischen Raum unserer Zeit ins Visier. Sie versinnbildlichen diese in Form der Kiste, in die unangepasste Kinder eingesperrt werden. Für die Vorstellung von Erwachsenen, wie Kinder zu sein haben, was sich gehört und dass Kinder sich dem anpassen sollen, finden sie klangvolle Verse und plastische Bilder, ebenso für die Gefühle, Gedanken und Bedürfnisse von Kindern. Das Buch bietet viel Anlass zum Fühlen und Nachdenken.

„Das Zaumzeug nahm sie dem Pferd.“ (S. 33)

Wir begegnen in dem Buch drei Kindern. Liza Sue kommt vom Land. Mickey aus dem 17. Stock eines Hochhauses. Patty lebt in einem Haus, in dem die Tür nie versperrt ist. Es sind drei Kinder voller Lust am Leben. Sie lachen und kichern, rennen und singen, sind fröhlich und von Lärm entzückt, spielen und toben. Sie denken und handeln selbstständig und lassen sich nicht immer und überall von den Konventionen der Erwachsenen einschränken. Damit ecken sie in der Welt der Erwachsenen an, sie fallen auf, machen „die Erwachsenen verrückt“ (S. 11, 21, 33). Weil die Erwachsenen „nur ihr Bestes wollen“ und „nicht ein und nicht aus“ wussten (S. 13, 23, 34) werden Patty, Mickey und Liza Sue in die Kiste gesperrt.

„Saß still und senkte den Blick, um den Blicken zu entgehen.“ (S. 15, 26, 36)

Die Worte und Blicke der Erwachsenen machen aus fröhlichen, aktiven Kindern Kinder, die traurig, gelangweilt und zur Passivität verurteilt sind. Die Illustrationen bringen dies deutlich zum Ausdruck. Während die Erwachsenen in bester Absicht behaupten, dass die Kinder ihre Grenzen nicht kennen würden, sich nicht an Regeln halten könnten und letztlich mit der Freiheit nicht klar kämen und deshalb weggesperrt werden müssten, wird deutlich, dass die Kinder verantwortungsbewusst sind und sich bemühen, in mancher Hinsicht die Erwartungen der Erwachsenen zu erfüllen. Sie benennen klar, was sie bewegt und was sie hinterfragen: „Warum kann ich Kind nicht tun, was ich will, warum darf ich Freiheit nur träumen?“ (S. 26) Sie stellen klar, was die Erwachsenen tun: sie fortpacken, einsperren und die Freiheit aus ihren Träumen stehlen (S. 36) Sie sagen alle drei: „Doch leben wir Freiheit nur so wie ihr, ist sie nicht Freiheit, nicht frei, finde ich.“ (S. 15, 26, 36)

Doch ihre Argumente werden von den Erwachsenen mit verständnisvoller Umarmung, weisem Lächeln und Tätscheln der Wange beantwortet oder vielmehr abgetan. Ihre Entscheidung, die Kinder in die Kiste zu sperren, überdenken die Erwachsenen nicht.

„Stattdessen werden Geschenke gebracht“ (S. 17)

Die drei Kinder werden in eine Kiste gesperrt, deren Tür nur von außen zu öffnen ist. Auch der Blick nach draußen ist den dreien verwehrt. Die Kiste ist mit materiellen Gütern gut ausgestattet, „es gibt (...) jeden Komfort“, und „Spielzeug zuhauf“ (S. 5, 18, 27, 38).

Besuch durch die Eltern findet mittwochs in einem begrenzten Zeitrahmen statt, so wie er in die Routinen der Eltern passt (nach der Lieblingsfernsehsendung, nach der Bingo-Partie, niemals spät). Bei den Besuchen bringen die Eltern den Kindern Spielsachen, Elektronik-Artikel, Kleidung, Süßigkeiten, Fast-food. Ansonsten sind die Kinder alleine.

„Gibt es Freiheit nicht nur in Träumen!“ (S. 42)

Patty, Mickey und Liza Sue sehnen sich danach, frei zu sein, frei wie die Möwen, Papageien, Seehunde, Hasen und Biber und tun zu können, was ihren Bedürfnissen entspricht.

Eine Schallplatte mit Mowengeschrei, ein Film von Bächen, ein Bild vom Himmel, Erde im Glas oder Plastikfischen und Schmetterlinge unter Glas reichen den Kindern nicht. Sie halten an ihren eigenen Vorstellungen von Freiheit fest. Sie wollen selbst entscheiden wann, wo und was sie tun. Am Ende finden sie ihren Weg aus der Kiste in die Freiheit, von der sie nicht nur träumen wollen.

„Ihr glaubt gewiss, was ihr tut, wär das Beste für mich“ (S. 15, 26, 36)

„Die Kinderkiste ist ein poetisches, kritisches Buch über das Verhältnis von Erwachsenen zu Kindern, über das Leben von Kindern in Wohlstandsgesellschaften, mit vielen Waren und zu wenig Zeit, zu wenig Zuwendung und das Funktionieren- Müssen. Die Kinder wissen, dass die Erwachsenen glauben, dass sie das Richtige tun. Die Kinder wissen auch,

wann sie sich gemäß der Normen der Erwachsenen verhalten und welche Verantwortung sie selbst übernehmen. Dennoch vertreten sie ihre eigenen Bedürfnisse und hinterfragen die Vorstellungen der Erwachsenen von Freiheit und ihre Erziehungsmethoden.

„Zu der man den Schlüssel vermisste“ (S. 5, 18, 27, 38)

„Die Kinderkiste (...), das ist der goldene Käfig, voll gestopft mit all den Waren und Medien, welche die Gesellschaft im Namen der Kinder produziert. Damit aber ist sie zugleich Metapher für den Verlust an Zuwendung und Liebe und für die Ersatzhandlungen der Erwachsenen gegenüber Kindern.“ (Jens Thiele 2001)

Wir denken auch, dass die Kiste für Maßnahmen und Erziehungsvorstellungen steht, mit denen Erwachsene – in gut gemeinter Absicht – Kinder versuchen, in ihre Spur zu bringen: durch Liebesentzug, Hausarrest, Abschottung von angeblich schädlichen Einflüssen, Medikamente, geschlossene Heime, Psychiatrie. Sie steht auch für die Schubladen, in die Erwachsene Kinder stecken und damit die Kinder wie sich selbst einschränken.

„Der Biber nagt gerne an Bäumen“ (S. 8, 14, 18, 24, 30, 42)

Freiheit wird in dem Buch mit Natur gleichgesetzt, das Verhalten von frei lebenden Tieren ist das Sinnbild für die Freiheit, von der die Kinder nicht nur träumen wollen. Bereits zwischen den Strophen wird der Traum der Kinder gezeigt, sich frei und ungebunden mit den Tieren in der Natur bewegen zu können. Folglich endet das Buch mit dem Schritt der Kinder in eine intakte, unberührte Natur, umgeben von den frei lebenden Tieren, von denen die Kinder vorher sprechen. Aus unserer Sicht ist dieses Bild, in dem Freiheit mit Natur und Ursprünglichkeit und die Bedürfnisse der Kinder ebenfalls mit Natur und Ursprünglichkeit gleichgesetzt werden, eine Idealisierung von Natur und eine Reduktion von Kind-Sein (bzw. Erwachsen-Sein). Das Ende des Buches wäre für uns überzeugender, wenn Freiheit in ihrer Komplexität und

Vielfalt dargestellt würde. Allerdings spricht für das Bild, dass es vermutlich Emotionen vieler Leser*innen / Betrachter*innen, alt und jung, anspricht.

„Sie dachten und sprachen und dachten noch mehr“ (S. 13, 23, 34)

Für Erwachsene ist das Buch eine Einladung, ihre Erziehungsvorstellungen unter die Lupe zu nehmen und ihr Verhältnis zu und ihr Verhalten gegenüber Kindern zu überdenken. Es zeigt, dass Erwachsene gute Absichten haben und sich Gedanken machen, aber dies nicht automatisch dazu führt, dass sie Kindern respektvoll begegnen.

Durch die Antibias-Lupe betrachtet

Anhand der Kriterienliste für vorurteilsbewusste Kinderbücher des Projektes Kinderwelten zur vorurteilsbewussten Bildung und Erziehung in Kindertageseinrichtungen (Lindemann/Wagner 2003, S. 5) möchten wir darstellen, warum wir dieses Buch empfehlen. Antibias ist ein Ansatz gegen Einseitigkeiten und Diskriminierung, unter anderem mittels Bewusstsein über Vorurteile.

Kinderwelten führt als erstes Kriterium an, dass das Buch Identifikationspotential für Kinder mit unterschiedlichen Vorerfahrungen und Familienkulturen bieten soll und die Möglichkeit, etwas über die Vielfalt von Lebensgewohnheiten zu erfahren. In „Die Kinderkiste“ werden Kinder ernst genommen und können sich mit ihren Erfahrungen in einer Wohlstandsgesellschaft wiederfinden: Viele Erwachsene haben keine Zeit oder kein Verständnis für sie und glauben, mit Geschenken und Konsummöglichkeiten den Bedürfnissen der Kinder gerecht zu werden. Für die Geschichte wurden drei Kinder aus unterschiedlichen Kontexten ausgewählt: aus dem Hochhaus, in einer Schule, vom Land. Die Eltern der Kinder werden nicht gezeigt, sie sind abwesend. Dass sie da waren, zeigt sich nur in den hinterlassenen Konsumgütern und darin, dass sie die Entscheidung der Lehrer*innen, Mieter*innen und Nachbar*innen mittragen. Die Kinder und Erwachsenen im Buch sind of Color, weiß und Schwarz, männlich und weiblich. Die Hauptfiguren sind zwei Mädchen und ein Junge.

Vorurteilsbewusste Kinderbücher sollen gemäß der Kriterien von Kinderwelten dazu anregen, den Horizont zu erweitern. Kinder erleben in diesem Buch einen Blickwinkel, den nicht viele Kinderbücher bieten. Die Kinder im Buch lassen sich nicht passiv von Erwachsenen reglementieren, sondern sind als verantwortlich Handelnde dargestellt, die sich in einem Zwiespalt befinden: Wie gehen sie um mit Freiheit und Zwängen? Und wie mit Eltern und anderen Erwachsenen, die ihre Bedürfnisse nicht sehen? Hierdurch wird Kindern ein anderer Blick auf Kinder, auf Erwachsene und auf sich selbst angeboten.

Ein weiteres Kriterium ist, dass Bücher Kindern helfen sollen, ihren Gefühlswortschatz zu erweitern. Mit dem Buch wird ein Raum geschaffen, Konflikte zwischen Anpassung und eigenen Lebensentwürfen zum Thema zu machen. Die Gefühle der Kinder werden deutlich und es wird gezeigt, wann sie glücklich sind, wann sie sich stark eingeengt fühlen, wann sie traurig sind und wann sie merken, dass sie von den Erwachsenen nicht wahrgenommen werden. Zwei Themen spielen in „Die Kinderkiste“ eine große Rolle: die Sehnsucht nach Freiheit und Selbstbestimmung zum einen und zum anderen die Botschaft „So wie du bist, bist du falsch“. Welches Kind kennt nicht Zurechtweisungen wie „du störst die Erwachsenen“, „dein Verhalten ist nicht angemessen“, „ich bin gezwungen, dich zu bestrafen“. Im Buch wird benannt, wie sich Kinder in solch schwierigen Situation fühlen. Die Realität aus Kinderperspektive wird hier deutlich nachvollziehbar beschrieben. Kinder können sich mit ihren Gefühlen wiederfinden.

Vorurteilsbewusste Kinderbücher sollen des Weiteren keine stereotypen und diskriminierenden Abbildungen oder Inhalte enthalten. Kinderbücher, in denen Schwarze Kinder und Kinder of Color vorkommen, verstärken oft Vorurteile, indem sie stereotype Bilder von Menschen zeigen und durch klischeehafte Rollenzuschreibungen vorurteilsbelastete Botschaften enthalten. Das ist hier nicht der Fall: die drei Kinder erleben Vergleichbares, Bekanntes und sie sind of Color, weiß und Schwarz, doch das wird nicht benannt und schon gar nicht problematisiert. Im Buch wird mit den drei Kindern und ihren Lebenssituationen Vielfalt sichtbar. Dadurch können sich Kinder unterschiedlicher Erfahrungen im Buch wiederfinden und ihr Selbstwertgefühl unterstützt.

Ein weiteres Kriterium lautet: „Die Bücher sollen anregen, kritisch über Vorurteile und Diskriminierungen nachzudenken“. (Lindemann/Wagner 2003,

S. 5) In der Geschichte ist Adultismus das Thema, die diskriminierende Machtausübung von Erwachsenen gegenüber Kindern. Und der ist da besonders schwierig zu durchschauen, wo er gut gemeint ist und scheinbar vernünftig und gut begründet. Die Kinder in dem Buch benennen dies und kritisieren gleichzeitig die Entscheidungen der Erwachsenen, lassen sich ihren Wunsch nach Freiheit nicht nehmen und finden letztlich ihren Weg, ihre Art der Freiheit zu leben. Das bietet Kindern einen Anlass und die Ermutigung, selbst die Argumente und Entscheidungen von Erwachsenen zu hinterfragen.

Schließlich sollen vorurteilsbewusste Kinderbücher „Beispiele enthalten, die Mut machen, sich gegen Diskriminierungen und Ungerechtigkeiten zu wehren“ (Lindemann/Wagner 2003, S. 5). Mickey, Liza und Patty können Spiegelbilder und Vorbilder für Gefühle und Handeln der Kinder sein. Am Ende lohnt es sich, dass die Kinder sich ihre eigene Perspektive nicht haben nehmen lassen, weil sie aus eigener Kraft aus der Kinderkiste steigen und ihren Vorstellung von Freiheit leben.

Insgesamt ist „Die Kinderkiste“ nicht nur durch die „Antibias-Brille“ betrachtet ein sehr empfehlenswertes und bereicherndes Buch!

Zusätzlich verwendete Literatur

Lindemann, Ulla / Wagner, Ilka 2003: Vorurteilsbewusste Kinderbücher. Empfehlungsliste 2008. [Online hier](#). Thiele, Jens 2001: Rezensionenotiz zu Süddeutsche Zeitung, 21.05.2001. [Online hier](#).

Toni Morrison, Slade Morrison 2000:

Die Kinderkiste.

Rowohlt, Reinbek.

ISBN: 3499211327.

48 Seiten. 10,90 Euro.

Zitathinweis: Berit Pohle und Annette Kübler: Freiheit gibt es nicht nur in Träumen! Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/2zVJh>.

Rassismus hat viele Gesichter



Margarete Jäger, Heiko Kauffmann (Hg.)
Skandal und doch normal
Impulse für eine antirassistische Praxis

Der Sammelband analysiert Entwicklungen und diskursive Verschiebungen in der Artikulation von Rassismen in der Bundesrepublik und will Impulse für die antirassistische Praxis geben.

Rezensiert von [Sibille Merz](#)

Biologistische Begründungen von Rassismus sind seit einigen Jahren vermehrt in den Hintergrund geraten und wurden häufig durch kulturalistische ergänzt oder gar ersetzt. Diese Verschiebungen zum Anlass nehmend hat das *Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS)* einen Sammelband zu Erscheinungsformen und Wirken rassistischer Strukturen und Diskurse in Deutschland herausgegeben. Das Buch „Skandal und doch normal“ versteht sich sowohl als Beitrag zur Analyse von gegenwärtigen Formen des Rassismus als auch als kritische Revision der deutschsprachigen Rassismusforschung und, nicht zuletzt, als Inspiration für die antirassistische Praxis. Das Anliegen der Herausgeber_innen und Autor_innen, den Blick für stigmatisierende und ausgrenzende Diskurse und Praxen zu schärfen, um die Entwicklung einer diskriminierungsarmen, demokratischen und emanzipativen Zivilgesellschaft zu fördern, gelingt diesen vor allem durch die Bandbreite und Perspektivenvielfalt der Beiträge. Diese umfassen Themenfelder wie Asyl- und Migrationspolitik, Schulwesen, mediale Diskurse und juristische Instrumente zur Bekämpfung von Rassismus sowie einen historischen Abriss über die Entwicklung der Rassismusforschung in Deutschland. Ein Buch für alle, die sich politisch gegen Rassismus und Rechtspopulismus engagieren.

Eröffnet wird der Sammelband von Beiträgen, die sich mit Formen von Institutionellem Rassismus befassen und die die rassistischen Prämissen gegenwärtiger Flüchtlings- und Bildungspolitik sowie kulturelle Dimensionen von und juristische Möglichkeiten gegen Diskriminierung aufgrund von „Rasse“ oder „Ethnizität“ herausarbeiten. Mit diskursiven Verschränkungen und der medialen Vermittlung von Rassismus beschäftigen sich die Artikel im zweiten Teil, so unter anderem die Untersuchung der sogenannten Sarrazin-Debatte, der Ethnisierung von Migrant_innen im Einwanderungsdiskurs und der diskursiven Verflechtungen von Terror und Islam im Kontext der rassistisch motivierten Anschläge in Norwegen im Juli 2011. Der dritte Teil des Bandes enthält Analysen aktueller Vermittlungen von Rassismus, welche Formen von antimuslimischem Rassismus, Rechtspopulismus und die Implikationen des Demographie-Diskurses in Deutschland erörtern. Abschließend wird die Rassismusforschung als wissenschaftliche Disziplin kritisch unter die Lupe genommen und Möglichkeiten für deren Weiterentwicklung aufgezeigt.

Aus der Mitte der Gesellschaft

Da eine Rezension aller Beiträge des Bandes den Rahmen dieses Textes sprengen würde, möchte ich mich hier auf die Besprechung einiger weniger, aus meiner Perspektive sehr gelungener, Artikel beschränken. Diesen Beiträgen ist gemeinsam, dass sie Rassismus als gesamtgesellschaftliches Phänomen verstehen und ihn nicht nur in seiner Erscheinungsform als „Rechtsextremismus“ oder Populismus untersuchen. Sie charakterisieren Rassismus als Struktur, die, stets verwoben mit anderen Macht- und Herrschaftsverhältnissen, der Formation moderner Gesellschaften zugrunde liegt und alle wesentlichen Bereiche gesellschaftlichen Zusammenlebens durchzieht. Sie heben hervor, dass Rassismus in seinen kontingenten Erscheinungsformen immer in seinem konkreten historischen und geographischen Kontext sowie in seiner Manifestation sowohl auf der institutionellen als auch auf der kulturellen und individuellen Ebene erfasst werden muss. Damit begreifen sie Rassismus als komplexes relationales Verhältnis, das sich je nach gesellschaftlichem Zusammenhang unterschiedlich manifestieren kann und sich eher als zirkulierendes Macht- denn als starres Herrschaftsverhältnis beschreiben lässt, das nicht auf ein vereinfachendes Täter-Opfer-Schema reduziert werden kann.

Zur Konstruktion von „Unterschichten“ und „muslimischen Anderen“

So bettet Sebastian Friedrich in seinem Beitrag „Die diskursive Erschaffung des 'nutzlosen Anderen'. Zur Verschränkung von Einwanderungs- und Unterschichtendiskurs“ die Analyse gegenwärtiger Rassismen in die Untersuchung gesamtgesellschaftlicher Machtverhältnisse und kapitalistischer Ideologeme in der Bundesrepublik ein. Er zeigt auf, wie sich im Rahmen der Verschärfung neoliberaler Politikmodelle und Leistungsideologien im Zuge der Agenda 2010 die Diskussion über die Ursachen sozialer Ungleichheit von Verteilungs- und Gerechtigkeitsfragen hin zu individueller Schuld und Verantwortung verschob und so die Konstruktion einer neuen „Unterschicht“ befördert wurde. Diese „Unterschicht“ wird im dominanten Diskurs dabei stets mit rassistischen und rassifizierenden Attributen belegt, was die intrinsische Verknüpfung von Rassismus, Klassismus und Sexismus – nicht zuletzt ist die Konstruktion der Unterschicht eine vergeschlechtlichte – im deutschen Einwanderungsdiskurs verdeutlicht. Friedrich arbeitet heraus, wie diese diskursive Erschaffung einer migrantischen Unterschicht nicht nur eine zentrale Funktion für die Zementierung gesellschaftlicher Machtverhältnisse erfüllt, sondern auch, wie die Repräsentation struktureller Probleme als kulturelle oder ethnische Konflikte Unterdrückungsstrukturen zu verschleiern und sozialen Widerstand zu befrieden versucht.

Auch Yasemin Shooman geht in ihrer Analyse davon aus, dass Rassismus, in ihrem Fall anti-muslimischer Rassismus, welcher als exemplarisch für die Verschiebung von biologistischen zu kulturalistischen Argumentationen gelten kann, nicht getrennt von historischen Hintergründen und intersektionalen Zusammenhängen analysiert werden kann und stets in seinem Wirken für gesamtgesellschaftliche Strukturen betrachtet werden muss. Sie stellt ihrer Analyse einen Abriss der Migrationsgeschichte in Deutschland voran und zeigt auf, dass das Phänomen anti-muslimischer Rassismus aus einer Verschiebung der Wahrnehmung hervorging, im Zuge derer vormals als Gastarbeiter_innen konstruierte Migrant_innen zunehmend als Muslim_innen charakterisiert wurden. Diese Verschiebung dient in Zeiten einer identitären Krise, in der sich Deutschland gezwungen fühlt, seine Selbstdefinition als Monokultur zu hinterfragen, sowohl der Abgrenzung nach außen als auch „einer Selbstvergewisserung und Identitätsstiftung nach innen“ (S. 162). Shooman

untersucht diese Entwicklungen dabei im Kontext von Kolonialismus und Orientalismus und zeigt auf, wie historische Tradierungen in Debatten um Migration und Integration derzeit neu belebt werden. Sie arbeitet dabei überzeugend heraus, dass rassistische Diskurse und Argumentation sowohl in ihrer Kontinuität als auch in ihrer Wandlungsfähigkeit betrachtet werden müssen.

Rassismusforschung als Herrschaftskritik

Obwohl Shooman der Spagat zwischen verschiedenen Untersuchungsebenen und der Verknüpfung von geschichtlichem Überblick und Gegenwartsanalyse durchaus gelingt, blendet ihr Beitrag ökonomische Dimensionen leider fast vollständig aus – ein Versäumnis, auf das Nora Rätzhel in ihrem Beitrag „30 Jahre Rassismusforschung. Begriffe, Erklärungen, Methoden, Perspektiven“ in Bezug auf die deutschsprachige Rassismusforschung im Allgemeinen hinweist. Rätzhel, die seit über 30 Jahren zu Rassismus in Europa forscht, kritisiert – nach einem kurzen Überblick über die Entwicklung und aktuellen Forschungsfelder der Disziplin in der Bundesrepublik – vor allem die gegenwärtige Dominanz identitätszentrierter Ansätze wie der Kritischen Weißseinsforschung (vgl. Eggers/Kilomba/Piesche/Arndt 2005), die ihre Definition von Rassismus mehrheitlich auf die Sicherung von weißen Privilegien stützt. Dabei geraten strukturelle Dimensionen und die Wirkmächtigkeit kapitalistischer Vergesellschaftung zunehmend aus dem Blick. Obwohl ihre Kritik an den Critical Whiteness Studies stellenweise verkürzt ist – so behauptet sie beispielsweise, deren Analysen negiere die Anerkennung von Rassismus als relationalem Verhältnis und reduziere ihn auf den Schwarz-Weiß-Gegensatz – erscheint ihr Einwurf im Angesicht aktueller wissenschaftlicher wie politischer Debatten für durchaus wichtig: Allzu oft beschränken sich gegenwärtige Diskussionen rassistischer Repräsentationen und Strukturen auf die Stilisierung von Opfern und Täter_innen und verlieren dabei aus dem Blick, dass es nicht um die Herstellung neuer Herrschaftsverhältnisse gehen kann, sondern um die Dekonstruktion existierender. Wie zuvor bereits Zygmunt Bauman oder Frigga Haug stellt auch Rätzhel fest, dass es „keine Guten oder Bösen“ gibt, sondern nur „Verhältnisse, in denen bestimmte Gruppen die Möglichkeit haben, bestimmte Formen von Dominanz auszuüben, andere Gruppen andere“ (S. 215). Anstatt einer Politik der Angst und Schuldzuweisung in die Hände zu spielen, die

wiederum neue Ausschlüsse und Verletzungen produziert, plädiert sie dafür, Antirassismus als Teil einer umfassenderen (Selbst)befreiungspraxis zu leben (vgl. auch Czollek/Perko/Weinbach 2012).

Mehr Beunruhigung – weniger Selbstbestätigung

Räthzels differenzierte und konstruktive Kritik sowie ihr Aufruf, sich wieder mehr zu beunruhigen, anstatt „uns beruhigt zurückzulehnen, weil wir immer schon wissen, was falsch und was richtig ist, wer die Macht hat, und wer machtlos ist“ (S. 217, siehe hierzu auch Aram Ziais brillanten Beitrag im Band, der die These, Rassismus sei ein exklusives Instrument in Händen der Weißen, ihrer eurozentristischen Prämissen entlarvt), lädt dazu ein, dominante Forschungsperspektiven zu hinterfragen und weiterzudenken, anstatt in einem selbstreferentiellen Diskurs zu verharren, zu dem ohnehin nur Zugang erhält, wer über ein bestimmtes kulturelles und ökonomisches Kapital verfügt (siehe hierzu auch Arslanoğlu 2010). Sie spiegelt damit den Anspruch des Sammelbandes wieder, die Rassismusforschung in eine umfassende Kritik gesellschaftlicher Strukturen und Zusammenhänge einzubetten und gleichzeitig Impulse für die antirassistische Praxis zu geben. Obwohl sich viele der Beiträge im Band leider auf die Beschreibung gegenwärtiger Rassismen beschränken – und dies vor allem in Bezug auf Flüchtlings- und Asylpolitik – und eine methodische Vielfalt über die Diskursanalyse hinaus wünschenswert gewesen wäre, finden sich durchaus, wie oben gezeigt, einige interessante und lesenswerte Beiträge, die diesen Anspruch überaus erfüllen. Spannend wäre darüber hinaus gewesen, sich auch der theoretischen und methodischen Ansätze vor allem aus dem angelsächsischen Raum zu bedienen, die zwar nicht ohne weiteres auf den postkolonialen, postnationalsozialistischen und -sozialistischen Kontext der Bundesrepublik übertragen werden können, aber aufgrund der Präsenz und Radikalität antirassistischer Kämpfe vor allem in den USA und in Großbritannien durchaus interessante Anregungen für antirassistische Forscher_innen und Aktivist_innen in Deutschland bieten. Auffällig ist auch, dass eine Diskussion gegenwärtiger Formen von Antisemitismus trotz aktueller Vorfälle gänzlich fehlt; auch wäre eine Vielfalt an Zugängen zu und Erfahrungen mit Rassismus unter den Autor_innen interessant gewesen. Das Buch erscheint somit stellenweise geradezu losgelöst

von aktuellen akademischen, aber auch jüngeren aktivistischen Diskussionen. Vielleicht liegt hier der Stoff für eine Folgepublikation.

Zusätzlich verwendete Literatur

Arslanoğlu, Ayşe K. (2010): Stolz und Vorurteil – Markierungspolitiken in den Gender Studies und anderswo. In: Outside the Box – Zeitschrift für feministische Gesellschaftskritik, Ausgabe 2. Czollek, Leah Carola/Perko, Gudrun/Weinbach, Heike (2012): Praxishandbuch Social Justice und Diversity. Theorien, Training, Methoden, Übungen. Beltz Juventa, Weinheim. Eggers, Maureen Maisha/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan (2005): Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Unrast, Münster.

Margarete Jäger, Heiko Kauffmann (Hg.) 2012:
Skandal und doch normal. Impulse für eine antirassistische Praxis.
Unrast Verlag, Münster.
ISBN: 978-3-89771-760-2.
260 Seiten. 24,00 Euro.

Zitathinweis: Sibille Merz: Rassismus hat viele Gesichter. Erschienen in: .
URL: <https://kritisch-lesen.de/s/fjtAy>.

Befreiende Bildung



Janek Niggemann (Hg.)

**Emanzipatorisch, sozialistisch, kritisch, links?
Zum Verhältnis von (politischer) Bildung und
Befreiung**

Der Sammelband stellt linke Bildungskonzepte vor und regt zur weiteren Auseinandersetzung an.

Rezensiert von [Sebastian Friedrich](#)

Linke Pädagog_innen haben sich vor allem im Zuge der 68er-Bewegung mit dem Zusammenhang von Bildung und Befreiung befasst. Seit den 1980er Jahren ist es deutlich stiller um linke Ansätze von Bildung (und Erziehung) geworden – umso erfreulicher, dass die verschiedenen Fäden linker Reflexion von Bildung seit einigen Jahren vermehrt wieder aufgenommen werden. Davon zeugt auch der von Janek Niggemann herausgegebene Sammelband „Emanzipatorisch, sozialistisch, kritisch, links?“, der 2012 in der Reihe Manuskripte der Rosa Luxemburg Stiftung beim Karl Dietz Verlag erschienen ist.

Der Band umfasst auf etwa 100 Seiten acht Beiträge, die bekannte und unbekanntere linke Bildungskonzepte vorstellen und andiskutieren. Allen Ansätzen geht es dabei um das im Untertitel des Sammelbandes formulierte Ziel, das Verhältnis von (politischer) Bildung und Befreiung unter die Lupe zu nehmen. In der Einleitung wird durch den Herausgeber eine erste Bestimmung dieses Verhältnisses vorgenommen:

„Befreiung, die vor allem eine Befreiung von materiellen Zwängen zum Ziel hat, kann sich weder auf Bildung beschränken, noch auf sie verzichten. Bildung ist wiederum unverzichtbar, wo es um die Weiterentwicklung von (subjektiven) Möglichkeiten und die Zurückweisung von Beschränkungen geht.“ (S. 8)

Bildung und Befreiung sind also jeweils die Grundlage füreinander, dennoch hat linke, emanzipatorische und sozialistische Bildung nichts weniger als Befreiung zum Ziel. Soweit dürften die vorgestellten Ansätze übereinstimmen, doch darüber hinaus geht die Einigkeit nicht allzu weit. Es ist allerdings nicht das Anliegen, die verschiedenen Ansätze gegenüberzustellen und die unterschiedlichen Grundannahmen zu diskutieren, sondern vielmehr einen (ersten) Überblick über vorhandene linke Bildungskonzepte zu liefern.

Einer der bekannteren linken Bildungsansätze wird von Julika Bürgin vorgestellt. Kenntnisreich führt sie in das Konzept der soziologischen Phantasie und des exemplarischen Lernens von Oskar Negt ein, das in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit insbesondere in den 1970er Jahren angewandt wurde, doch seit den 1990er Jahren zunehmend in Vergessenheit geriet. Bürgin hebt hervor, dass das Konzept auf Selbstermächtigung und -erziehung von unten setzt. Sie gibt allerdings zu bedenken, dass die Interessenslage abhängig Beschäftigter heute nicht mehr so klar sei, wie in den 1960er und 1970er Jahren. Ebenso überzeugend befasst sich Marit Baarck mit der subjektwissenschaftlichen Lerntheorie von Klaus Holzkamp und gibt einen verhältnismäßig ausführlichen Überblick über den Ansatz.

Es gehört zu den Vorzügen des Sammelbandes, dass nicht nur im linken Gedächtnis präsente Bildungstheorien, sondern auch an zunehmend in Vergessenheit zu geraten drohende Ansätze erinnert wird. So ist es erfreulich, dass Carsten Krinn die Schulungsarbeit der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) während der Weimarer Republik reflektiert. Er arbeitet dabei die zentralen Spannungsfelder der Schulungsarbeit heraus und verweist zu Recht darauf, dass die skizzierten Probleme auch heute noch von Aktualität sind. Auch Torsten Feltes Beitrag befasst sich mit dem mittlerweile weitgehend verschütt geratenen Ansatz des kritischen Pädagogen Heinz-Joachim Heydorn. Allerdings wäre angesichts der Position Heydorns, Bildung sei „der heute einzig mögliche Movens befreiender Praxis“ und eine klassische Revolution heute nicht mehr möglich, da jeder Aufstand der Massen die „Selbsterstörung

der Menschheit provozieren“ würde (S. 58), eine Diskussion ebendieser wünschenswert gewesen. Dennoch ein lesenswerter Beitrag, ebenso wie der von Bernd Wittich zum Social Justice-Ansatz und der Dialogik Martin Bubers, auch wenn hier ebenfalls mehr Kritik und Diskussion angebracht gewesen wäre. Beim Social Justice-Ansatz geht es darum, den „Wandlungsnotwendigkeit von Person *und* Gesellschaft zu erkennen und als Aufgabe anzusehen – in diesem Sinne ist „Emanzipation eine Entwicklung meines Selbstwert(es)gefühls im solidarischen Bezug auf andere Menschen“ zu verstehen (S. 105). In Bezug auf Diversity Ansätze wurde in den letzten Jahren die Kritik geäußert, dass sie einem liberalen Antidiskriminierungsdiskurs das Wort sprechen können. Interessant wäre die Frage, ob das auch auf den Social Justice Ansatz zutrifft beziehungsweise inwieweit es in der Praxis gelingen kann, Bildung in Richtung Befreiung auszurichten.

Im Sammelband wird sich insbesondere auf europäische Ansätze bezogen. Einzige Ausnahme ist der gelungene Beitrag von Marco Hahn, der sich mit dem brasilianischen Befreiungspädagogen Paulo Freire befasst. Freire hatte aus seinen Erfahrungen mit einem von ihm entwickelten Alphabetisierungsprogramm den Begriff der „Pädagogik der Unterdrückten“ geprägt. Er kritisierte das vorherrschende Schulsystem als eines, das nicht zu kritischem Bewusstsein anrege und Schüler_innen passiv mache. Dem entgegen stellte er den Abbau der Hierarchie zwischen Lehrenden und Lernenden und einer Mischung aus Reflexion und Aktion.

Sehr gute Ein- und Überblicke über das Werk zweier Menschen, die nicht primär als Pädagogen bekannt sind, geben die Beiträge über Antonio Gramsci und Bertolt Brecht. Janek Niggemann und Andreas Merkens arbeiten anhand zentraler Begriffe Gramscis das pädagogische Potential dessen Werks heraus. Es gelingt ihnen dabei, auf wenigen Seiten eine sehr präzise Einführung in zentrale Begrifflichkeiten Gramscis zu geben. Anhand derer zeigen sie etwa auf, dass für Gramsci Weltveränderung und Weltinterpretation ineinander fallen:

„Emanzipatorische politische Bildung ist aufgefordert, sich als Medium einer allgemeinen intellektuellen und kulturellen Aneignung und Umgestaltung des gesellschaftlichen Ensembles von 'unten' zu verstehen. Es geht darum, eingreifendes Denken zu produzieren.“ (S. 21)

David Salomon befasst sich mit dem „politischen Pädagogen“ Brecht und stellt heraus, dass weiterhin gilt, „an einer Ästhetik und Pädagogik zu arbeiten, die mit Gewohntem bricht und Herrschaftswissen, das bei Lichte besehen ein 'Nichts-über-(die)-Herrschaft-wissen' ist, blamiert“ (S. 51) – dafür gibt insbesondere Brechts Theaterarbeit mehr als Anregungen, auch wenn sich die Kontexte geändert haben.

Der Sammelband geht auf Treffen zwischen 2007 und 2009 des Arbeitskreises Politische Bildung der Rosa Luxemburg Stiftung zurück. Gut, dass die Wissensvermittlung einer eher internen Bildungs- und Diskussionsveranstaltungen einer breiteren Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt wurde. Besonders hervorzuheben ist, dass es sich nicht um eine schlichte Aneinanderreihung von Vorträgen und Aufsätzen handelt. Vielmehr folgen die Beiträge weitestgehend den Vorgaben des Herausgebers, neben der Vorstellung der Grundzüge der Theorie auch mögliche Kritikpunkte aufzuzeigen und darzustellen, welche Übersetzungsleistungen für die heutigen Verhältnisse notwendig sind. Der Sammelband eignet sich hervorragend als erste Einführung in verschiedene Ansätze linker Bildungstheorien und regt an, sich intensiver mit Bildung aus einer linken Perspektive zu befassen.

**

Der Sammelband ist auch [online verfügbar](#)

[Janek Niggemann \(Hg.\) 2012:](#)

[Emanzipatorisch, sozialistisch, kritisch, links?. Zum Verhältnis von \(politischer\) Bildung und Befreiung.](#)

[Dietz Verlag, Berlin.](#)

[ISBN: 978-3320022839.](#)

[110 Seiten. 9,90 Euro.](#)

[Zitathinweis:](#) Sebastian Friedrich: Befreiende Bildung. Erschienen in: . URL:

<https://kritisch-lesen.de/s/kvqY8>.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2024 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.